

Jürgen Knobel

## ANDERSPFADE

Für Oliver

Jürgen Knobel

## **ANDERSPFADE**

Eine wahre Geschichte

## **Impressum**

Text: © 2024 Copyright by Jürgen Knobel

Umschlag: © 2024 Copyright by Jürgen Knobel

Verantwortlich  
für den Inhalt:

Jürgen Knobel  
Am Wutzsee 14  
16835 Lindow (Mark)  
juergen.knobel@proton.me  
www.eremitage-am-see.de

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig.

ISBN: 9783818735555

# INHALT

Vorbeginn

**7**

Höhenlichter

**19**

Zwischenzeitlich

**75**

Nachtgewahren

**87**

Zwischenzeitlich

**135**

Widermächte

**141**

Fortgang

**199**



# VORBEGINN



*Ein echter Reisender kennt keine Pläne und hat nicht vor, anzukommen.* Ein cleverer Satz aus der Werbeabteilung der DB. Seit ich in Ulm in den Regionalzug Richtung Süden umgestiegen war, hatte ich den Slogan wie ein Menetekel im Blickfeld. Er befand sich auf einem Plakat mit einer pastellfarbenen Endloslandschaft, durch die sich die bandwurmartigen Konturen eines ICE zogen. Es wollte zu entspanntem, sorglosem Umherreisen animieren. Der Genuss des Unterwegsseins wurde über das Erreichen eines Ziels gestellt. Freiheit wurde angesprochen: Eine Form von Freiheit, bei der die Werber davon ausgingen, dass sie von vielen ersehnt würde.

Das Zitat war ein locker übersetzter Ausspruch des chinesischen Philosophen Laotse. Er war seinem Buch *Tao te king* entnommen, das ich vor Jahren gelesen hatte. Soweit ich mich erinnern konnte, ist in der Weisheit Laotse's vom ‚planlosen Reisen‘ etwas anderes zu verstehen. Mehr eine vollendete innere Erfüllung, die keines zielstrebigem Weiterschreitens mehr bedurfte, keiner Tat und keiner weiteren Verwirklichung: Jedes Suchen wäre an sein Ende gelangt, die Frage nach dem Sinn des Lebens geklärt und jegliches Verlangen nach etwas gestillt – das menschliche Herz hätte für immer Frieden gefunden.

Mit einem kurzen Blick auf die Uhr unterbrach ich meine Reflexionen. Die Zugverspätung war auf fast eine Stunde angewachsen. „Wenn du mit der DB fährst, vergiss deine Pläne und habe nicht vor anzukommen“, sinnierte ich leise. Was soll's. Ich beschloss, die Fahrt zu genießen. So oder so, brachte sie mich meinem heimatlichen Reiseziel

Überlingen stetig näher. Die südbadische Landschaft war trotz des heftigen Regens bereits unverkennbar. Nicht mehr lange und der Bodensee wäre zu sehen. Freude kam auf. Nachdem ich frühmorgens in Berlin aufgebrochen war, lag der Abschluss der Reise unmittelbar vor mir.

Zurzeit stand ich im Prozess der Gründung einer Eremitage, meines künftigen Lebens- und Wirkortes in Brandenburg. Dafür bereitete ich eine stillgelegte Kirche mit dazugehörigem Küsterhäuschen in Lindow vor. Im nächsten Jahr wollte ich es beziehen und ein Leben als Klausner beginnen. Zwischen all dem damit verbundenen Organisieren und Manifestieren fügte ich die vor mir liegende Woche.

Eine Jugendliche, der ich bei ihrem Absinken in das digitale Reich der Smartphone-Welt zusah, holte mich in die aktuelle Raum-Zeit-Wirklichkeit des Waggons zurück. Danach zog das zwieliichte,

*chinesische-Weisheit-deutsche-bandwurm-ICE-futurlandschafts-Plakat,*

erneut meine Aufmerksamkeit auf sich. Selbst in seiner entgleisten Verwendung ließ mich das Laotse-Zitat nicht los. Die Werbeleute erregten mit ihrem Freiheits-Ding in genialer Weise einen selbstischen Zentralnerv unseres Daseins. Ging es doch um die verlockende Wunschphantasie, tun und lassen zu können, was man wollte. Im Fall der Zugreklame allerdings nur, wenn man über das nötige Geld für die Fahrkarte verfügte. Was die fragwürdige Abhängigkeit zwischen einem plakativen Verständnis von Freiheit und ihrem scheinbaren universalen Ermöglicher –

Mammon – voraussetzte. Konnte materieller Reichtum wirklich die Grundlage für Freiheit sein?

Da kam mir die unverwässerte Originalabsicht des antiken Philosophen doch mehr entgegen: Das Wesen der wahren Freiheit in sich selbst zu suchen, zu finden und zu verwirklichen. Also nicht nur nach Belieben äußerlich frei agieren zu können, sondern als ganzer Mensch sich und der Welt gegenüber befreit zu sein. Was war der Weg dorthin?

„Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten? Sie fliehen vorbei wie nächtliche Schatten“, komponierte Hoffmann von Fallersleben Anfang des 19. Jahrhunderts. Seitdem wurden die Strophen immer wieder Ausdruck für die Sehnsucht nach Freiheit und Unabhängigkeit, die es an die Nichtkontrollierbarkeit der Gedanken festmachte. War das also die Wirklichkeit der Freiheit? Für Laotse wohl kaum. Er hätte die darin lauende Falle erkannt, Gefangener seiner eigenen Gedanken zu werden. Und was war schwieriger, als sich aus dem selbsterschaffenen Ideengefängnis zu befreien, in das einen die ‚Freiheit‘ der Einbildungen hineingeführt hatte? Wie viele Menschen waren Sklaven der sich verselbständigenden Vitalmacht ihrer Fantasmen „die wie nächtliche Schatten vorbei flohen“: Gedanken über Gedanken, welche Phantomwelten zwischen Himmel und Hölle schufen, die nicht nur den Denker selbst, sondern oft auch seine Außenwelt betrafen. Und dies mit äußerst realen Folgen.

Die Headlines der Tageszeitungen, die ich vor meiner Abreise in den Lektüre-Shops im Berliner Hauptbahnhof

sah, legten berechtigt Zeugnis davon ab. Darüber hinaus konnten wir im uferlosen Illustrierten-Meer unsere je persönlichen Gedankenwelten grenzenlos erweitern. Durch Informationen über:

Auto-Welt	Welt der Medizin	Welt-Räume	Garten-Welt
Tier-Welten	Spiel-Welten	Welt der Hobbys	Um-Welt
Ernährungs-Welt	Finanz-Welt	Porno-Welt	Welt des Wissens
Glaubens-Welt	Sport-Welt	Computer-Welt	...

– Eine endlose Spiegelung unterschiedlichster, sich überschneidender, durchdringender, überlagernder oder sich gegenseitig bekämpfender oder fördernder Wirklichkeitsbereiche, die alle dem menschlichen Denken entspringen sind. Es gibt unzählige Welten in der Welt. Ist letztlich jeder Einzelne von uns eine eigene, nur seine Welt?

Seit die Jugendliche mir vorhin auffiel, starrte sie nach wie vor unverändert auf das Display ihres Smartphones, nahm um sich herum nichts mehr wahr. Welcher Welt gehörte sie gerade an? War sie frei? War sie noch in der gemeinsamen Welt der anderen Zuggäste, von denen über die Hälfte ebenfalls auf die Displays ihrer Notebooks, Tablets, Laptops und Smartphones starrten? Oder war die Vorstellung einer gemeinsamen Welt, die uns als Kollektiv in der Wirklichkeit wesentlicher Werte einte, auch nur eine ideale Projektion unserer Gedanken? Gab es letztendlich gar

keine gemeinsame ‚Welt‘, sondern nur partielle Wahrnehmungsmomente, aus der jeweiligen Perspektive eines je aktuell statuierten Egos?

War all das, was jeder von uns hier im Raum des Unterwegsseins unternahm und darüber hinaus in seinem Leben zu verwirklichen suchte, Ausdruck jener umfassenden Freiheit, wie sie im tiefsten Grund unseres Wesens angelegt zu sein schien? Als bedeutsames Charakteristikum eines nachhaltig befreiten und erfüllten menschlichen Daseins? Oder war das meiste, was wir als Freiheit ausgaben, nichts anderes als eine unter Entscheidungszwang akzeptierte bemäntelte Unfreiheit, nach dem Prinzip des geringsten Übels, beziehungsweise des größeren eigenen Vorteils? Mir war bewusst, dass ein oberflächlicher Blick auf die phänomenalen Mehrfachwelten wenig Aufschluss brachte. Auch philosophische Theorien und ethische Erwägungen verliefen sich allzu leicht in Treibsandgefilden.

Das unmittelbare Leben selbst war vielleicht immer noch der beste Lehrmeister, geeignet, in konfrontativer Nähe zum existentiellen Ringen eines einzelnen Menschen, Wirkliches vom Grunde her zu erhellen. Durch die Anschaulichkeit einer Überzeugung, die das Spiel der als Freiheit kaschierten Unfreiheit durchschaute und sich ihm zu verweigern suchte. Deren Träger, von der Frage nach dem, was wahr ist, nicht mehr loskam und mit der Verwirklichung seiner Ideale Ernst zu machen begann. Dessen Motivation sich weder von gesellschaftlichen Sanktionen noch durch Misserfolge, stoppen ließ. Der bereit war, Pfade zu riskieren, die anders waren als jene einer

angepassten Mehrheit, die sein Tun mit Skepsis beäugte: Prüfend, ob der Anderspfad nicht selbstbezogene Exzentrik oder Narzissmus statt Ausdruck eines echten Bemühens um Selbstverwirklichung sei.

Einige, die sich aufrichtig um die Klärung des Geheimnisses ihres Daseins mühten – was immer mit der Frage der Freiheit verbunden war –, gerieten auf unumkehrbare Wege. Und manchmal zu einem für viele Menschen nicht nachvollziehbaren Ende. Andere fanden sich in der Rolle permanent unangepasster wieder, deren wahre Absicht weder Beachtung noch Deutung erhielt. Genauso gab es Beispiele, wie sich die Menschheit aus der Entschlossenheit von Anpassungsunwilligen erneuerte – aus ihrem Sieg um die Erlangung eines neuen Blicks auf die Welt und ihrer Wirklichkeit.

Wie auch immer, all diese Betrachtungen waren Vorzeichen für Kommendes. Für die Geschichte einer Begegnung, die nach meinem Verlassen des Zuges in Überlingen ihren Anfang nehmen würde. Eine Begegnung, deren schicksalhafter Ferment von jenem Weisheitswort Laotse's bestimmt war, das mich die ganze Fahrt über in Gestalt einer Reklame prophetisch anblaffte. Und die in Zusammenkünften münden würden, die sich über drei Sommer hinweg, im Rahmen von je wenigen zusammenhängenden Tagen, episodisch entfalteteten. Die Absicht der Treffen war das Gespräch. Die Inhalte der Dialoge waren von geistlicher Suche und philosophischen Fragen dominiert. Das Wesen von Suche und Fragen ging vom existentiellen Ringen meines Gesprächspartners um Erlangung echter

Freiheit, einer fassbaren Erkenntnis der wahren Wirklichkeit und dem letztgültigen Verstehen des eigenen Ichs, aus.

In den tektonischen Tiefen eines sogenannten nebulösen Ereignisses leiten dennoch konkrete Mächte und Gesetze die Wege unseres Lebens. So lag die Antwort auf die Frage, die ich mir später stellte: „Wie kam diese außergewöhnliche geistige Beziehung überhaupt zustande?“, – in der einfachen Tatsache der Seelenverwandtschaft. In der von zwei Hauptfiguren dominierenden Chronik dreier Sommer empfand ich mich dann auch vornehmlich als idealer Bruder und Freund.

Jetzt, im vorausschauenden Nachhinein, scheint alles deutlich zu sein: annähernd. Zum einen: Dass es eine geheimnisvolle Seite unseres Lebens gibt, in der unerwartet Erwartetes nach und nach, wie bei russischen Matroschka-Puppen – eines aus dem anderen –, sich unserem Verstehen preisgibt. Zum Anderen: Dass es Überschneidungen von Lebenswegen gibt, deren Ereignishaftigkeit etwas Unentrinnbares anhaften. Vor allem, wenn es sich um Wege von Personen des oben beschriebenen Typs handelt: Fragende, die aus welchem Grund auch immer ihrer Suche nach Antworten verfallen sind.

Bevor ich nun in Kürze beginnen werde, meine Version der vor uns liegenden Ereignisse zu erzählen, muss etwas noch geklärt werden: Um wessen Geschichte geht es hier eigentlich? Vordergründig ist es meine Geschichte, da ich sie erzähle. Andererseits hat sie die mäandernden Wegbe-

rührungen mit Oliver, der nach Verwirklichung seiner Freiheit suchte, zum Hauptinhalt. Wessen Geschichte ist sie jetzt und sollte sie sein? Nachdem ich mich ernsthaft bemüht hatte, das herauszufinden, kam ich zu dem Schluss, dass es im besten Fall die Geschichte des Lesers, also, Deine, Geschichte ist. Was daran liegt, dass im mikrokosmischen Charakter meiner Begegnungen und Gespräche mit Oliver etwas existentiell Grundsätzliches, und wie ich glaube, uns alle Betreffendes offenbar wurde.

Gewiss liegt hinter der Erscheinung eines jeden Menschen und hinter allem, was uns entgegentritt, dauernd das verborgene letztgültige Wirken einer alles hervorbringenden, tragenden und verbindenden Wahrheit, wie hinter einem Schleier verborgen. Sie ist ständig da, wird von den meisten Individuen aber wegen der Fixierung auf die oberflächlichen Dinge des Lebens zu wenig oder gar nicht wahrgenommen. Mitunter sind es erst die als besonders auffallenden Schicksale, die uns eine Chance zu tieferem Verstehen eröffnen. Am Lebenslos eines uns vorher unbekannt Menschen erkennen wir dann auf einmal etwas von jener ‚tragenden und verbindenden Wahrheit‘. Bei aller bunten Fächerhaftigkeit unserer Welt, unseren unterschiedlichen Individualitäten, Sehnsüchten und Zielen, trägt sie die Möglichkeit in sich, uns etwas von dem alle Menschen verbindenden Sinn der Menschlichkeit selbst erfahren zu lassen.

Angerempelt von einem Reisenden merkte ich, dass wir bereits an Ludwigshafen vorbei waren. Ich schaute aus dem Fenster und sah sie nun endlich: die betörende

Weite des Sees, dessen Naturstimmungen selbst im Regen etwas Gewinnendes hatten. Im Abteil wurde es überraschend lebendig. Computer wurden zugeklappt, Jacken und Taschen im Aufstehen ergriffen und selbst die Jugendliche mit dem Smartphone schien jetzt offline zu sein. Die, die es besonders eilig hatten, positionierten sich bereits an den Zug-Türen. Nächster Halt war Überlingen.



# HÖHENLICHTER



Als der Zug in den Bahnhof der alten Seestadt einfuhr, sah ich Michael Stoll, einen langjährigen Freund von mir, seitlich auf dem Bahnsteig stehen. Er war gekommen, um mich abzuholen. Nach herzlicher Begrüßung gingen wir in Richtung Suso-Gasse, zu meiner Gästewohnung. Die Unterkunft befand sich in einem verträumten klassizistischen Gebäude. Gleich ihm gegenüberstand das Suso-Haus, die Geburtsstätte des mittelalterlichen Mystikers Heinrich Seuse, dessen Leiter Michael war.

Nachdem wir uns auf dem Weg dorthin über alles Mögliche ausgetauscht hatten, erwähnte Michael einen Durchreisenden, den er zurzeit beherbergte. Der junge Mann, Oliver, sei vor vier Tagen in Überlingen aufgetaucht und bei ihm hängen geblieben. Spontan initiierte Michael ein ‚Tageskloster‘ im Suso-Haus, um den offensichtlichen geistigen Interessen dieses Wanderers entgegenzukommen. Darauf kam ein weiterer Besucher hinzu. Oliver nahm direkt vom Ort aus am Leben des improvisierten Klosters und seinen Impulsen teil, während der andere Teilnehmer sporadisch zu einzelnen Ereignissen erschien. Ich erfuhr dann noch, dass Oliver irgendwoher aus der Nähe Berlins kam und im Frühjahr sein Studium abgebrochen hat.

Am Ziel angelangt verabredeten wir uns für nachmittags zum Tee. Nachdem ich mein weniges Gepäck im Gäste-Appartement untergebracht hatte, begrüßte ich meine Gastgeberin Johanna S., eine ältere Dame, die mit ihrem pflegebedürftigen Mann in den oberen Stockwerken des Hauses wohnte. Danach drehte ich eine kleine Runde

durch Überlingen, – froh, dass es endlich mit regnen aufgehört hatte und wärmer wurde. Gegen 16:00 fand ich mich schließlich wieder beim Suso-Haus ein und betrat über den sogenannten *Garten der Stille*, die unmittelbar daran liegende Wohnküche des Hauses. Als ich den Raum betrat, war Michael gerade mit Kaffeekochen beschäftigt, seine Frau Birgit arrangierte Teller, Tassen und Gebäck auf einem kleinen Holztisch. Neben dem Küchenschrank standen zwei mir unbekannte Personen, die sich lebhaft unterhielten. Im Jüngeren von den beiden vermutete ich jenen Durchreisenden, von dem mir Michael erzählt hatte. Zunächst überraschte mich die Empfindung einer starken Seelenverwandtschaft, als ich ihn dort zum ersten Mal sah. Gleichzeitig wirkte er auf mich wie jemand, der aus einer Erfahrung großer innerer Stille lebte, – wenn auch nicht unangefochten, was ein gewisser Leidensausdruck in seinem Antlitz verriet.

Seine sympathische Erscheinung, mit den klar geschnittenen Gesichtszügen, den dunklen, leicht lockigen Haaren und dem mittelgroßen, schlanken Körperbau vermittelte den Eindruck eines zeitlosen Wesens. Die alte Weisheitsliteratur ist es, die von jenen erzählt, die in der Jugend alt und im Alter jung sind. Unbemerkt von ihrer nächsten Umgebung sind sie getragen von einer schon früh zur Reife gekommenen Ganzheit, sind in sich vollendet, obwohl sie die nach außen gerichtete Gestaltung ihres Lebens noch vor sich haben, Gefahren und Konfrontationen bestehen müssen. So oder so, in einem war ich mir ziemlich sicher: Der dort stand, war ein Fragender, der die Schwelle zur Suche grundlegender Wahrheiten über

schritten hatte und nicht mehr zurückkonnte.

Michael stellte uns kurz vor. Dann setzten wir uns plaudernd um den Tisch. Gute Gedanken und harmlose Albernheiten wechselten sich ab. Ich merkte, dass sich die kleine Gruppe in den vergangenen Tagen gut kennengelernt und mit spirituellen und philosophischen Themen befasst hatte. Während des Beisammenseins hörte ich zu und versuchte etwas Anschluss zu finden. Dabei war meine Aufmerksamkeit stark auf Oliver gerichtet, ob mir etwas auffiel, was meinen ersten Eindruck von ihm hätte widerlegen können: Etwas, was die Grenze des Stimmigen verletzen würde.

Rückblickend muss ich mir eingestehen, dass ich damals am Kaffeetisch hoffte, mich in ihm getäuscht zu haben. Mir wünschte, dahingehend korrigiert zu werden, dass Oliver einer von jenen jungen Leuten wäre, die zwar wach genug seien, sich vor Beginn ihrer gesellschaftlichen Laufbahn einige intensive Gedanken über die Welt und den Sinn des Lebens zu machen, aber schließlich dem Heer der angepassten Vielen folgten und angingen, dem Trott des Alltags seinen Tribut zu zollen. Um im schlimmsten Fall in dem erklügelten Stumpfsinn unserer Wohlstandsmasse herabzusinken und den endlosen Schlaf der Selbstvergessenheit zu beginnen. Jenen ‚Schlaf‘ des von den niederen Stufen unserer Natur eingerichteten Selbstbetrugs, der manche unserer Mitmenschen lebenslang über die wirklichen Gründe ihres Daseins hinwegtäuschte, aber existieren ließ. Die dann, als Hauptinhalt ihres Lebens, irgendwelchen Diplomen nachjagten, ihren Ehrgeiz nur

noch auf Titel, Qualifikationen und Karriere richteten, Vermögen anhäufeten oder auch nicht, sich einander Orden anhefteten, ihr begrenztes und einseitiges Wissen verabsolutierten, mit alledem prahlten und sich groß taten: Aber sich nie, niemals, die wesentlichste Frage stellten, wer sie eigentlich wirklich waren, was der wirkliche Grund ihres Daseins, ihres Lebens, ihres Sterbens und die Bedeutung des Vorhandenseins dieser Welt sei. Bis vielleicht eine Wirtschafts- oder andere Krise oder ein persönliches Schicksal kurzzeitig an die höher liegende Schicht ihres Bewusstseins anklopft und die Schläfer aus ihrem trügerischen Daseinsschlaf aufschreckt, einen Moment nur, bis sie wieder dahinsanken in ihr gewohntes, vertrautes Grab.

In jenen knapp 40 Minuten am Kaffeetisch hatte ich mir das für ihn, für Oliver gewünscht, obwohl es ein unlauterer Wunsch war. Seine Quelle war meine Besorgnis um die subtilen Fallen und Gegenmächte, die dem Verwirklicher innerer Wahrheiten auf seinem Weg begegnen und niederringen konnten.

Was ich im Auftreten des jungen Gastes beobachtete, kam meinem verborgenen Wunsch für ihn nicht entgegen. Er war selbstsicher ohne Selbstüberhebung und sensibel taktvoll ohne Schwächlichkeit. Ich beobachtete jemanden, der in angenehmer Weise zurückhaltend war, ohne schüchtern zu sein, nett, ohne sich anzubiedern, und witzig, ohne ordinär zu werden. Oder um es mit anderen Worten zu sagen: Jemand, der aus einer klaren Empfindung seiner Personenmitte die Erfahrung einer inneren Freiheit geschenkt bekommen hatte. Sie prägte

ihn, und er hütete sie als ein besonderes Gut – als eines seiner inneren Heiligtümer, die zu achten die unbedingte Voraussetzung war, sich ihm in besonderer Weise nähern zu dürfen, um an dem Geheimnis seiner Seele Anteil zu nehmen. Für mich war vom Anfang unserer Begegnung klar: Wenn er diese Freiheit verlöre, würde er alles verlieren. Und er selbst wusste es auch.

Gegen 17.00 Uhr beendete Michael die Zusammenkunft, da er noch Dinge vorzubereiten hatte oder einen Besuch erwartete. Mit der an Oliver und mich gerichteten Einladung: „Wollt ihr euch nicht ein bisschen im Garten unterhalten?“, wies er uns höflich aus der Küche. Mit einem Gefühl, dass diese Aufforderung fernab jeden Zufalls sei, stimmte ich mit einem kurzen: „ok“, zu.

Schweigend gingen Oliver und ich nach draußen. Dort angekommen zog mein Begleiter sogleich zwei wackelige Klappstühle hinter einem Fliederbaum hervor und stellte sie an der Hauswand auf. Entspannt setzten wir uns und genossen von dort aus die letzten Strahlen der Nachmittagssonne. Nach einer Weile eröffnete ich das Gespräch mit der Frage, wie er nach Überlingen gekommen sei. „Hab mich von Verwandten, die nach Italien wollten, hier absetzen lassen“, antwortete er in größtmöglicher Kürze. Weiter erzählte er, dass er aus Beelitz käme und vor ein paar Monaten sein Wirtschaftsstudium abgebrochen hätte. Sein aktueller Plan sei es, um den Bodensee zu wandern. In den nächsten Tagen wolle er dazu aufbrechen. Auf meine Frage, warum er das Studium geschmissen hätte, führte er ethische Gründe an. Es war spürbar,

dass es ihn in einen Gewissenskonflikt geführt hatte. Im Verlauf unseres Gesprächs wurde deutlich, dass die universitäre Welt der Hochschulen nicht die seine war. Er hatte das Gefühl, sich verbiegen zu müssen, um deren Ansprüchen gerecht zu werden, und ließ es. „Was mich am meisten an der Universität störte“, sagte er, „war, dass die Inhalte des Studiums wenig Zusammenhang mit ethischen Werten oder geistigen Prinzipien erkennen ließen. Eines Tages kam mir das alles hohl vor.“ „Es wird dort materialistisches Wissen verabreicht“, griff ich die Bemerkung Olivers auf, „wie es unserer Zeit entspricht. Es geht um die rationale Erfassung zweckorientierten Fachwissens, alles andere ist Privatsache.“ „Für mich“, beharrte Oliver, „fühlte es sich paradox an: wie eine Art unwissender Gelehrtheit. Wie eine Form ohne Inhalt oder ein Körper ohne Seele, etwas Wurzelloses.“ „Es gibt in unserer Gesellschaft keine einheitliche Weltsicht; keine geistige oder philosophische und am allerwenigsten eine religiöse“, gab ich zurück, „stattdessen dominiert das, woran sich die Menschen am leichtesten festhalten können, das Materielle, – die äußere und berechenbare Natur der Dinge. Viele Wissenschaftler meinen durch ihre Reduktion auf eine rein rational-materialistische Position am besten Wertneutralität und Unabhängigkeit zu wahren.“ „Ich habe Studenten an der Universität kennengelernt, die wegen dieser Haltung das Studium abbrachen“, sagte mein Gegenüber und fügte hinzu: „Sie waren nicht damit einverstanden, wie sich Wissenschaftler aus ihrer moralischen Verantwortung stehlen, indem sie sich auf die Neutralität ihrer Forschung berufen.“ „Die fanden den Uni-betrieb auch hohl?“ „Ja, ich glaube schon. Auf jeden

Fall hatte ich den Eindruck, dass dieses angeblich wertneutrale Gebaren andere Zugänge des Verstehens unterdrückte“, antwortete Oliver.

Diesem kurzen ethischen Diskurs schloss sich eine tiefergehende philosophische Betrachtung an. Die Art, wie mein Gesprächspartner darin aufging, bestätigte meine Vermutung von vorhin: Dass er die Schwelle zur Suche grundlegender Wahrheiten überschritten hatte und sich mit dem, was er fand, nachhaltig beschäftigte. Ich konnte nur ahnen, welche Äcker des Wissens er durchpflügt, welche Kämpfe des Verstehens er schon geführt haben musste.

Mit dem für mich überraschenden Satz: „Wie sind verbindliche Aussagen über die Wirklichkeit möglich?“, leitete Oliver diesen Teil unseres Gartengesprächs ein. „Alles, was wir sinnlich zu erkennen versuchen“, erwiderte ich, „steht unter der Einschränkung unseres begrenzten Fassungsvermögen. So ist die Frage nur schwierig, wenn überhaupt zu beantworten.“ „Daran ändert auch die Erweiterung unserer Wahrnehmung durch künstliche Mittel nichts?“, fragte er daraufhin. „Meiner Überzeugung nach ist es die Beschaffenheit unseres immateriellen Bewusstseins, die die sogenannte materielle Wirklichkeit durchdringt und in einem höheren, geistigen Sinn versteht“, entgegnete ich. „Es geht deiner Meinung nach also nicht nur um ein rationales Verständnis, sondern um geistige Erfahrung? Was ist dein Verständnis von Wirklichkeit dabei?“, so Oliver.

„Jede Form oder Art eines wie auch immer vermeintlichen Erkennens einer vermeintlichen Wirklichkeit hängt unmittelbar mit der Frage zusammen: Wer oder was ist, und als wen versteht sich der Erkennende. Das Erkannte wird also nach der Weise des Erkennenden gefunden und dann entsprechend interpretiert. Somit gibt es für mich keine sich einfach erschließende Objektivität, weder für die Ergebnisse der materiell eingestellten Naturwissenschaften noch für die philosophischen oder geistigen Positionen“, führte ich aus. „Ich finde es gut“, sagte mein Gesprächspartner, „wenn die Naturwissenschaften nach der höchsten Ebene der Realität suchen. Aber sie sollten dabei die Frage nach dem alles-zusammenfassenden Sinn nicht aus dem Auge verlieren.“ „Ihr Schwachpunkt ist, auch für den letzten tragenden Grund aller Dinge, den Schlüssel zur Erkenntnis der Welt, Materie vorauszusetzen. Was aber ist Materie?“, ergänzte ich. Darauf meinte Oliver: „Archimedes hatte einen feststehenden Punkt gesucht, an dem er die Welt aushebeln wollte, aber er war wohl so klug zu erkennen, dass es diesen Punkt nicht in der Weise gibt, wie er ihn als Mathematiker suchte, sondern anders.“ „Momentan passt ohnehin nichts zusammen: Quantenphysik, Gravitationswellen, schwarze Löcher, dunkle Materie und unzählige Hypothesen, von denen jede, jeder widerspricht. Manchmal habe ich den Eindruck, je mehr geforscht wird, desto weiter entfernen sich die Naturwissenschaftler von einem umfassenden Verstehen der Welt“, erwiderte ich. „Etwas ohne Gesamtplan auseinanderzunehmen ist leichter, als es zusammenzufügen. Vor allem, wenn man sich nur auf die Einzelteile fixiert“, reflektierte mein neuer Bekannter. „Mag sein, aber viele geniale Na-

turforscher der Neuzeit erkannten und akzeptierten auch, dass sich sinnlich Erkennbares in die unsagbare Tiefe eines Geheimnisses verliert, dem man sich nur spirituell, gegebenenfalls noch philosophisch nähern kann“, griff ich Olivers Wort auf und sagte weiter: „Ich glaube, die Macht hinter dem Tor des letzten, abschließenden Geheimnisses lässt nur hindurch, wen sie hindurchlassen will. Dieser letzte Durchgang kann nicht aufgebrochen werden, weder mathematisch noch physikalisch, oder sonst wie.“ „So sehe ich es auch, Jürgen“, bestätigte mein Gegenüber, „dass wir das, was wirklich real ist, nur geistig erfassen können. Also mit der Seele, wenn du verstehst, was ich meine.“

„Antoine de Saint-Exupéry“, antwortete ich, „schrieb dazu in seinem Buch vom *Kleinen Prinzen*: Nur mit dem Herzen sieht man gut.“ Auf diesen Satz erwiderte Oliver nichts. Er schwieg und schien in eine innere Reflexion eingetreten zu sein, die er nach einer Weile mit den Worten unterbrach: „Naturwissenschaftliche Erkenntnisse sind für mich im besten Fall nur Deutungsversuche. Ich meine, wir wissen nicht wirklich, wer wir sind, noch was wir sind, noch wo wir sind. Was das Universum und diese Erde sind, wissen wir nicht. Deswegen wissen wir auch den Rest nicht. Das ist meine Überzeugung.“ „Eigentlich ist alles ganz einfach“, entgegnete ich kryptisch. „Ja, die Wahrheit sollte einfach sein: kein Gedanke, kein Begriff – vielleicht ein Gesetz. In meinem Innern spüre ich es manchmal: Dort lässt es mich ohne Worte verstehen!“, sprach Oliver den Schlusssatz unseres ersten, zu seinem natürlichen Ende gelangten Gesprächs.

Warum rechtfertige ich mich?

→ Frage aufgrund einer aufkommenden Frage von Bekannten: Wieso ich das Studium abbrach, – wäre es nicht besser zu Ende zu studieren, um etwas in der Hand zu haben?

(Die übliche Denke; Denke; die persönliche Sicht Dinge zu betrachten) Diese spezielle Art von Denke ist aber nicht persönlich durch eigene Überlegung entstanden, sondern schlichtes Übernehmen.

Sprich: Jeder hat diese Denke übernommen.

Ich habe durch arge Überlegungen und durch Zurücknahme meiner eigenen Person, diese Denke entschlüsseln können: das, wir alle Gefangene unsichtbarer Mauern sind.

Darauf kann man erwidern, dass diese Denke nicht nur übernommen ist, sondern teils auf eigener Lebenserfahrung beruht.

→ Das bestreitet keiner, jeder, der sich an die Gefängnisordnung hält, kann ein verhältnismäßig gutes Leben führen, innerhalb der Mauern. Das erfordert nun aber in den meisten Fällen die Aufhebung des eigenen Selbst und bedingt die volle Abhängigkeit von der Gefängnisführung, den Wächtern usw.

→ Verbunden mit ‚Sicherheit‘ und ‚Freiheit‘.

→ Angebunden durch Angst, entstehend durch Unwissenheit.

→ Schule/Uni, an sich Bestandteil des Problems,

da Teil des *Status Quo* -  
bzw. die Schmiege unserer Gesellschaft, fremdbestimmte  
Formen anzunehmen.

→ Information - Überschuss = Unwissen.

→ Eigenes kritisches Denken ist fehl am Platz, wird baga-  
tellisiert bzw. mundtot gemacht. → ...

letztendlich das machen, was vorgegeben ist, weil es ja  
Pflicht ist.

→ Es ist subtiler: Man glaubt, es ist nicht unmittelbare  
Pflicht, sondern mittelbare Pflicht, so ergibt sich der  
Schein einer freien Wahl.

„...man muss ja nicht das Abi machen, man kann...“ – was  
geheuchelt ist. Da die meisten die fremdartige Denke  
übernommen haben und sich in ihren Grenzen bewegen:  
Was stringent bedeutet, dass jener weiß, was ihm blüht,  
wenn er nicht seine Möglichkeiten innerhalb dieser Gren-  
zen ausspielt. Was ihm entgeht. Besitz und das alles...

Oliver Maria Blaschke

Tagebuchaufzeichnung vom 7. Dezember 2012

Wieder in mein Zimmer zurückgekehrt, setzte ich mich auf  
das Sofa und ließ die zurückliegenden Eindrücke auf mich  
wirken. Meiner Vermutung nach war einmal in dem jun-  
gen Menschen, dem ich gerade begegnet bin, ein starkes  
geistiges Bewusstsein erwacht. Er spürte wohl, dass er  
sein damit verbundenes Potenzial in Beziehung zu sich  
selbst und der Außenwelt integrieren musste und suchte

nach einem entsprechenden Weg dazu. Komischerweise musste ich gerade jetzt an das Zitat des Renaissance-Arzt-tes Paracelsus denken: „Wer die Wahrheit sagt, muss den Fuß im Steigbügel haben.“ Die Wirklichkeit jedoch war, dass wer die Wahrheit schaute, kaum einen Steigbügel in dieser Welt fand, auf den er seinen Fuß hätte setzen können.

Wenn Wahrheit sich im Inneren eines Menschen kundtat, forderte sie Metamorphose und Umgestaltung, die viel psychische und physische Kraft absorbieren konnte. Die leichte Spur des Leidens, die ich in der Küche in Olivers Gesicht wahrnahm, war meines Erachtens Ausdruck der seelischen Grabenkämpfe, die sein geistiger Individuationsprozess von ihm forderte. Wenige Meter von meinem Zimmer entfernt befand sich ein junger Träger wacher Selbsterkenntnis, der durch die Wahnbilder der sinnlichen Illusion und ihren Überredungskünsten hindurch zu einer unverstellten Sicht der Welt gelangen wollte, wie sie wirklich ist. Und mir schien, er wünschte, sie zu durchschreiten.

Ich stand auf und ging die wenigen Schritte zur Küche, um mir einen Kräutertee zu machen und dann bei einer guten Lektüre etwas abzuschalten. Es war ein langer Tag gewesen. Eine Reise, mit unerwarteten Erlebnissen und Eindrücken, wie es eben solche Fahrten an sich haben und ihr besonderer Reiz war. Während ich das kochende Wasser in die Kanne goss, fiel mein Blick auf einen Kunst-Kalender, der neben der Spüle hing. Erleichtert nahm ich das derzeitige Jahr 2013 wahr – nichts verstörte mich

mehr als verjäherte Kalender in bewohnten Häusern. Ein Bild aus Kandinskys früher Phase, mit irgendwelchen roten Booten auf grünem Gewässer, bunt wärmend, darauf den Monat Mai. Akkurat war der heutige Tag mit einem dafür vorgesehenem roten Plastikschiebefensterchen markiert: Es stand beim 25., – ein Samstag: Mein erster Besuchstag.

\*\*

Am nächsten Morgen machte ich mir ein schnelles Frühstück, bestehend aus Schwarztee und einem Apfel. Anschließend eilte ich zum Münster Sankt-Nikolaus, ins Zentrum der Altstadt. Dort nahm ich an der liturgischen Pfingstfeier der katholischen Kirchengemeinde teil. Entsprechend der gängigen Leseordnung wurde von einer jungen Frau eine Stelle aus dem Römerbrief des Paulus vorgelesen. Sie hatte sich gut vorbereitet, so dass es ein Genuss war, ihrer klaren, ausdrucksstarken Stimme zuzuhören.

Bei dem Satz: „Alle, die sich vom Geist Gottes leiten lassen, sind Söhne Gottes“, blieb ich hängen und kam während des weiteren Gottesdienstes nicht mehr davon los. Genauer, von der Frage, was seine Kernbotschaft für die Menschen in unserer modernen Gesellschaft sein konnte – die als treue Kirchgänger hier anwesend waren. Und wie würde man seinen Inhalt jemandem erklären, der mit Kirche und Glauben rein gar nichts am Hut hat? Dass man sich bei einem wohlwollendem Verständnis für eine fast 2000 Jahre zurückliegende vorderasiatische Gesellschaftsordnung bei ‚Söhnen‘ die Töchter höflich mitdenken

konnte, ging vielleicht gerade noch an. Schwieriger wurde es bei dem scheinbar so bekannten und allgegenwärtigen Begriff ‚Gott‘, den selbst jene in den Mund nahmen, die keinerlei persönliche Vorstellung mit ihm verbanden, aber sprachlichen Gemeinplätzen folgten. So oder so, die Gottesbild-Palette, angefangen von der Darstellung des ‚Alten Mannes mit langem weißem Bart‘, der als Gipspatron mit angebröselten Gipsfingern von der Decke einer Barockkirche herab drohte, bis zu einem philosophisch-theologisch aufgelösten Abstraktum des Absoluten, war äußerst weit. Spiegelten sich auch hier, in den Bereichen des religiösen Lebens, die Phantasmen unserer Mehrfachwelten, in der es keine wirkliche Einheit und einigende Wahrheit gab? Wenn es sie aber doch gab? Was war dann die wahre, die letztgültige Wirklichkeit, die die Begriffshülse ‚Gott‘ füllte? Über die unterschiedlichsten Religionen, Traditionen, ja sogar ‚Gottes‘-Verneinungen, hinweg? Unwillkürlich musste ich dabei an mein Gespräch von gestern denken, mit jenem Durchreisenden im Suso-Haus, Oliver. Wir hatten nicht über Religion und Glaube gesprochen. Dennoch schien etwas Höheres und darin verbindendes in unseren Reflexionen über das Geheimnis der Schöpfung auf. Lag der spürbare gemeinsame Nenner erstmal nur darin, ein nicht weiter deutbares, letztes *Geheimnis* als Moment der Annäherung gelten zu lassen? Auch der Begriff des ‚Geistes‘ fiel in unserem Gespräch. Welchen Inhalt mein Gesprächspartner mit diesem weiteren Begriffssaurier ausdrücken wollte, blieb für mich aber im Wesentlichen ungedeutet. Und ob ihm mein Verständnis dieses Wortes klar war, konnte ich wiederum nicht mit letzter Sicherheit sagen. Trotz alledem schien eine Art

Gemeinsamkeit im Ausdrucksversuch des Gemeinten-Unsagbaren auf. Aufgeschreckt durch die schrillen Altargeläute der sich darin komplett entäußernden Ministranten, schenkte ich dem weiteren Verlauf der Messfeier endlich wieder meine Aufmerksamkeit. Anschließend besuchte ich ein Restaurant am See und hielt mich danach ziemlich lange in meiner Wohnung auf. Zum Nachmittagstees war ich mit meiner Gastgeberin verabredet gewesen. Irgendwann abends schaute ich im Suso-Haus vorbei, wo ich mich nur kurz aufhielt, da jeder beschäftigt war. Michael und der andere Klostergast saßen in der Küche und diskutierten, Birgit war in der Seuse-Stube in ein Buch über Meister Eckhart vertieft und Oliver hatte es sich in einem Sessel im Büro bequem gemacht, wo er höchst konzentriert etwas in ein kleines Buch schrieb.

Als mir Michael durch ein Gedicht, bzw. einen Spruch von Clemens, einem Teilnehmer der Schreibwerkstatt, von Jacob sprach. Daraufhin ließ ich mir die Geschichte von Michael erzählen. Er sprach von einem dunklen Engel, einem dunklen, übermächtigen Schatten, der sich Jacob zum Gegner machte, ihm die Hüfte verletzte. Michael verwies auf die Seite der Hüfte, an der ich zu Beginn meiner ‚Unterwegschaft‘ auch leide. Außerdem kämpfe ich in manchen Nächten – bei vollem Bewusstsein – mit einer mir völlig überlegenen Kraft. Soviel zu Jacob, auf dessen Weg ich seit Beginn meiner Reise, –ohne es zu wissen – wandelte. Mir fallen noch mehr solche symbolträchtigen Gleichnisse ein. Beispiel: Wir, Birgit

(die Frau von Michael), Michael und ich kamen auf die Heilige Maria zu sprechen. Ich erwähnte, dass ich auch Maria heiße. Einige symbolhafte Übereinstimmungen. Ihre Farben seien Weiß und Blau. Als ich das erste Mal mit Michael in Kontakt kam, es war im Garten der Stille, trug ich wie immer meine blaue Jacke und die weiße Hose. Bestimmt alles Zufall, jedoch ganz witzig, da es noch mehr solcher Übereinstimmungen gibt. Konstanz bei schönstem Wetter. Immun gegen alle aufkommenden Muster, musterte ich Konstanz, ließ mir einen Reiseführerprospekt einen Euro kosten und schlenderte durch die schöne Altstadt. Auf meinem Weg machte ich Halt in der Dreifaltigkeitskirche. Dort empfand ich eine Kraft der Ruhe und Ausgeglichenheit (Ausrichtung/Gerechtigkeit), die von diesem Bau und seiner Einrichtung ausging. Mich überkam während des Innehaltens eine Sanftmut, aus der ich für den weiteren Rundgang Kraft schöpfte, und auch hier wieder: Das sich immer wieder neu entdecken, bekam seinen Ausdruck. Der Trubel der Altstadt entwich, die Stille der Kirche war nun der Moment. Durch das Gewahrwerden des Moments entsteht eine völlig andere, natürliche, kräftigere und wirklichere Wahrnehmung. Jedenfalls habe ich für mich die Kirche entdeckt, nicht wegen ihrer Religion, sondern als Ruheort.

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung vom Mai 2013  
– Auszug

\*\*\*

Trotz etlicher Erledigungen, die sich über den Montag hinstreuten, traf ich mich gegen 16.00 Uhr mit Birgit. Sie wollte mir bei einer handwerklichen Arbeit helfen. Es ging um einen Holzstock, den ich als Wander- oder Pilgerstab verwenden wollte. Birgit war bereit, mich mit ihrem Rat und den notwendigen Materialien und Werkzeugen aus ihrer Werkstatt zu unterstützen. Neben ihren intellektuellen Begabungen besaß sie ein geschultes Talent fürs Schreinerhandwerk.

Abends war im Suso-Haus von einer geplanten Veranstaltung im Seniorenwohnheim Augustinum die Rede. Sie sollte am Dienstagvormittag stattfinden. Birgit und Michael hatten das Programm vorbereitet und luden Oliver und mich dazu ein. Oliver sagte zu, während ich mich schon entschlossen hatte, am Dienstag meinen Geburtsort Meersburg zu besuchen.

\*\*\*\*

Nächsten Tags liefen mir Birgit, Michael und Oliver in der Gasse geradewegs in die Arme. Sie waren auf dem Weg zu ihrer Veranstaltung und luden mich erneut ein, mit ihnen zu gehen. Ich blieb jedoch bei meinem Entschluss, dem ein schöner Ausflugs-Tag folgte.

Abends in Überlingen zurückgekehrt, ging ich zu Michael. Er sprach von den Tageserlebnissen der kleinen Klostergemeinschaft und dass Oliver am Abend meiner Ankunft, bei der *Freien Lesebühne* im Suso-Haus, dabeigewesen wäre, – mit einem eigenen Text. Zu müde, um an

jenem Abend daran teilzunehmen, erkundigte ich mich nach Olivers Thema. „Gesetz“, antwortete Michael.

Gesetz, was bist du? Bist du menschengemacht?

Aus der Feder Weniger gekrochen?

Der reinen Willkür Untertan?

Oder ist aus dir und deinen Maßen nicht auch der Mensch entstanden?

Der sich nun anmaßt – mit dem Etikett des Gesetzes – dein Wort zu sprechen.

Viel Schindluder wurde in deinem Namen getrieben, und wird es weiterhin.

Jedoch entziehen kann man sich deiner Wirkung nicht; nur der Törichte versucht dich zu foppen; – nicht, dass es keinen Versuch wert sei! –

Ich habe in jüngeren Jahren nach oben zu fallen versucht.

Unter Schmerzen, die eines deiner Mittel sind, gelangte ich zur Einsicht.

Warst mein Lehrmeister und bist es heute noch.

Oliver Maria Blaschke: ‚Gesetz‘, 25. Mai 2013

Tage zuvor schon wurde Oliver bei einem Gespräch mit Michael und Birgit über Kafkas Buch *Der Prozess*, zu seiner Themenwahl angeregt. Etliche, intensive Vorstudien hatten ihn zum Schlussergebnis geführt. Schließlich lud Michael ihn ein, bei der *Freien Lesebühne* im Suso-Haus, seinen Text – neben anderen freien Autoren – vorzutragen.

\*\*\*\*\*

Der Mittwoch begann um 9.00 Uhr mit einem sogenannten philosophischen Frühstück. Es fand im Dachgeschoss des seit 2007 als Kultur- und Begegnungsstätte eröffneten Suso-Hauses statt. Durch die maßgebliche Initiative und künstlerische Projektierung von Michael und ihn unterstützenden Menschen wurde es umfassend renoviert und dann einem laufenden Kulturprogramm zugeführt. Auch spirituelle Erfahrungsmomente, wie das zeitlich befristete ‚Tageskloster‘, gehörten dazu. Der mittelalterlichen Mystik kam wegen der mit dem Haus verbundenen Tradition Heinrich Seuses eine besondere Aufmerksamkeit zu. Im breiteren Rahmen gehörte dazu auch jenes gemeinsame Frühstück mit Gesprächen zu ausgewählten philosophischen Themen. An jenem Tag jedenfalls gab die Mystik des Mittelalters den Rahmen vor. Neben Birgit, Michael, Oliver und mir waren vier weitere Personen anwesend. Meister Eckhart's Verständnis vom Begriff ‚Gemeinschaft‘ war der konkrete Gegenstand, über den wir uns während des Essens austauschten. Es war eine geistig lebhafteste Runde, in der sich Oliver gut einbrachte. Anschließend lud ich ihn zum Nachmittagstee bei mir ein.

Mein Frühstück beendet, folgte ich einer Eingebung, den

Trödeln eines Bekannten aufzusuchen. Der Grund war die Suche nach einem besonderen Bild für das Besucherzimmer meiner Eremitage. Mir schwebte eine Art Christus-Ikone vor. Monatlanges Suchen war bisher erfolglos geblieben. Da Bilder nicht wirklich zu seiner Sparte gehörten, machte ich mich ohne allzu große Hoffnung auf den Weg.

Nach dem Betreten des Ladens und dem obligatorischen Begrüßungsplausch ergab sich, dass nichts vorhanden sei, was meiner Beschreibung entspräche – nur billiger Plunder, achtlos an einer Wand abgestellt. Schon im Rausgehen begriffen stockte ich und wandte mich aus purem Müßiggang doch noch dem unansehnlichen Bilderhaufen zu. Angeödet vom billigen Kitsch der Jahrzehnte, als ich schon fast die Durchsicht beendet hatte, fiel mir ein kleineres, nach unten gerutschtes Werk auf. Instinktiv zog ich es hervor, und zwei große durchdringende Augen, schauten mir mitten ins Gesicht. Es handelte sich um eine moderne Christusikone. In sehr einfacher, aber eindringlicher Weise mit zarten Temperafarben umgesetzt, übertraf sie alle meine Vorstellungen.

Das schmale ernste Gesicht Christi, mit offenen großen Augen war spartanisch, mit breitem dunklem Pinselstrich, ähnlich einer Kaligraphie, ausgeführt. Auf der Rückseite des etwa 30 x 40 cm großen Bildes befand sich eine handschriftliche Widmung: „Dieses hl. Antlitz habe ich an dem Tage gemalt, da mein lieber Vetter als Pilot der Segelfliegerei tödlich verunglückt ist.“ Ich stutzte: Der Tod war Initiator dieses Bildes, und Leid – die treibende Kraft für

die außergewöhnliche Leistung des Künstlers. „Dein Leben wohnt inmitten von Ursachen für den Tod, wie eine Fackel in einem starken Luftzug“, sagte der indische Gelehrte Nagarjuna, in einem seiner Bücher. Und tatsächlich: So war es!

Unterhalb der Widmung war in dicker violetter Farbe die Zahl 40 gestempelt – Hinweis auf eine Katalogisierung, wie sie bei öffentlichen Ausstellungen vorgenommen wurde. Da sich keine Signatur auf dem Bild fand, bekam ich es in einer Aufwallung an Großherzigkeit von dem Händler geschenkt. Meinen leisen Verdacht, dass er froh war, um eine Altlast erleichtert worden zu sein, war in dem Augenblick für mich keine Vertiefung wert. Glücklicherweise machte ich mich mit meinem Fund aus dem Staub der verstaubten Restbestände des Ladens und kehrte in meine Gästeunterkunft zurück. Dort stellte ich es sogleich auf einen Holzstuhl neben der Wohnzimmertür und zerterte jeden, den ich ergreifen konnte, vor das Bild – niemand entlassend, bevor er nicht seinen Kommentar darüber abgegeben hatte.

Gegen 16.00 Uhr kam Oliver schließlich zum Tee. Es war sein erster Besuch in meiner Gästewohnung. Ich freute mich über ihn und einige Stücke Gebäck, die er mitbrachte. In dem mit englischen Antiquitäten eingerichteten Wohnzimmer befand sich ein alter runder Holztisch, den ich gedeckt hatte, bevor er kam. Auch der Tee war fertig. Oliver setzte sich entspannt in den Sessel links neben dem kleinen Sofa, auf dem ich Platz nahm. Er hatte die Kleidung an, die er in dieser Woche bevorzugt trug: weiße

Hosen und eine schlichte hellblaue Jacke. Erst beim Einschicken des Tees bemerkte ich, dass wir meiner künstlerischen Neuerwerbung genau gegenübermaßen – dass das ‚Angesicht‘ auf dem Stuhl, eine Armlänge vom Tisch entfernt, unseren Treff um einen Gast erweiterte.

Unsere Unterhaltung begann ich mit der Frage: „Weißt du, was dein Name bedeutet?“ Er schaute mich mit einem Lächeln an, aus dem nicht zu entnehmen war, ob er es wusste. „Oliver kommt aus dem Altfranzösischen und ist eine Ableitung des lateinischen olivarius“, referierte ich und ergänzte: „Du bist ein Ölbaumpflanzer, aber das Eigentliche ist, dass die Zweige des Ölbaums ein Symbol des Friedens sind.“ Es schien ihm zu gefallen. Er nahm gelassen einen Schluck Tee und fragte mich, ob mein Name auch eine Bedeutung habe. Ich antwortete: „Jürgen ist eine nordgermanische Form von Georg – Georg kommt vom griechischen Georgos und heißt Weinbauer.“ Er ging nicht weiter darauf ein und blicke interessiert zu dem Bild auf dem Stuhl. Ich fragte ihn, wie er es finde. „Es hat was“, antwortete er. „Und was hat es?“, bohrte ich weiter. „Es wirkt lebendig. Man wird ruhig, wenn man es anschaut ... – etwas entsteht.“ „Ja“, erwiderte ich, „so ähnlich empfinde ich es auch.“

Dann berichtete ich über den Glücksfall vom Vormittag im Geschäft und darüber, wo ich das Bild später aufhängen wollte. Außerdem, dass es vermutlich Christus darstellt, ging ich nicht weiter auf seinen religiösen Gehalt ein. Es schien mir auch überflüssig, den Anlass seiner Entstehung zu erwähnen. Stattdessen erklärte ich: „Das Gesicht

hat noch eine Besonderheit – seine Augen schauen einen an, egal wo man sich im Raum befindet. Das ist ein Trick der Porträtmalerei. Selbst mehrere Personen an unterschiedlichen Plätzen fühlen sich gleichzeitig angeblickt.“ „Echt jetzt?“, hakte Oliver erstaunt nach, stand auf und lief durch das enge Wohnzimmer verschiedene Standorte ausprobierend, dass Bild immer fest im Blick, und sagte schließlich: „Stimmt wirklich!“ Inzwischen war ich ebenfalls aufgestanden und stellte mich in die andere Ecke des Zimmers, Oliver gegenüber, und sagte: „Auch mich schaut es jetzt direkt an!“

Wir setzten uns wieder und plauderten etwas über das philosophische Frühstück vom Vormittag. Aus seiner Rede schloss ich, dass ihm die offene Gesprächsatmosphäre gefallen hat. Dann fragte ich ihn, wann er denn zu seiner großen Wandertour aufbrechen würde. „Wenn du am Montag nach Berlin fährst“, war seine Antwort. Er rechnete mit der Dauer von zwei, drei Wochen für diesen Plan.

Mich interessierte, wo er übernachten wollte, und er sagte: „Draußen, ich hab einen Schlafsack dabei.“ „Und ein Zelt auch?“, erwiderte ich in Erinnerung an die letzte Regenwoche. „Geht auch ohne. Es gibt immer eine Möglichkeit, sich irgendwo zu schützen“, antwortete er mit solch einer Natürlichkeit und ungebrochenem Vertrauen, dass sich jede weitere Frage erübrigte. In Gedanken sah ich ihn schon an einem der schönen Plätze am See, in einer Wiese neben Weinreben, sitzen. Gelassen an einem Blumenstängel kauend, den Blick in weite Ferne hinüber zu den Alpen gerichtet – und konnte mir kein treffenderes Bild

für ihn vorstellen. „Der Tee ist alle, ich werde noch eine Kanne aufgießen“, stellte ich laut fest. Noch ehe Oliver mir das Gefäß, das bei ihm stand, reichen konnte, hatte ich es schon durch eine Drehung der Tischplatte bei mir. Die kleine Überraschung war gelungen und wurde von ihm mit der Bemerkung quittiert: „Ah, sie dreht sich.“ Während ich mit dem Gefäß in die Küche nebenan ging, sagte ich: „Der Tisch gefällt dir.“ „Ja“, antwortete er. „Was für einen Tisch hast du in deinem Zimmer in Beelitz?“, führte ich das Gespräch weiter. „Momentan ist da noch nichts endgültig. Später möchte ich auch einen runden Holztisch, aber größer als den – um den dann alle meine Freunde Platz haben.“ „Wie bei König Artus“, erwiderte ich und wir lachten darüber. Stillschweigend freute ich mich über seine Antwort, dass er Freunde hätte. Die Geste, in dieser Weise an sie zu denken, sie zusammenführen zu wollen, gefiel mir. Etwas Selbstloses schien darin auf, das deutlich machte, dass er nicht der einsame Wolf, der eigenbrötlerische Einzelgänger war.

Vielmehr bestätigte sich mal wieder, dass nur wer in guter Weise allein sein kann, im besten Sinne beziehungsfähig ist. Und dass jene, denen der Mut gegeben und die Bestimmung auferlegt ist, *ihren Weg* zu gehen, sich mit anderen zu wahrer Freundschaft verbinden können. Nachdem die zweite Kanne leer und etwa eine Stunde um war, bedankte sich Oliver und erhob sich, um zu gehen. Zuvor überreichte ich ihm ein Exemplar von *Das Vermächtnis des Fischers*. Eine kleine spirituelle Erzählung, die ich vor einem halben Jahr veröffentlicht hatte. Auf dem Weg zur Haustür warfen wir noch einen Blick in die Küche, wo der

Wanderstab stand. Wir fachsimpelten über den momentanen Arbeitsabschnitt – aktuell waren wegen einer Leimung Schraubzwingen daran angebracht. Wir verabredeten uns noch für den Freitagnachmittag zu einem Spaziergang, dann verließ er die Wohnung.

Vier Tage waren seit unserem intensiven Gespräch im Garten vergangen. Als er jetzt das Zimmer verließ, blieb in mir das gleiche Gefühl wie vormals zurück: der Eindruck einer umfassenden Gegenwärtigkeit. Oliver sprach wenig und wirkte rein äußerlich wie der normalste 22-Jährige. Unter dieser Normalität verbarg sich das Potenzial einer außergewöhnlichen geistigen Präsenz, wie ich sie gleich bei unserer ersten Begegnung gespürt hatte. Seine noch nicht voll zur Entfaltung gelangte Wirkungsmöglichkeit gab seinem Auftreten jedoch etwas nicht leicht zu deutendes.

Es lag mit am Unausgesprochenen im Gesagten und am Unerschöpflichen im Gewand des Schlichten. In einigen seltenen Momenten empfand ich dies so stark, dass ich den Eindruck hatte, es eher mit einer Erscheinung, als mit einer realen Person zu tun zu haben.

Nach diesem Mittwochnachmittag wusste Oliver wohl, dass ich eines seiner Geheimnisse erahnt hatte. Seinen besonderen Schatz, dessen Unbedingtheit er begriff, wengleich er seinen Auftrag noch nicht verstand. Seine Befürchtung, den Inhalt des Geheimnisses vielleicht nie mit jemand teilen zu können, war für mich spürbar gewesen.

Die zeitliche Mitte meines Heimataufenthalts war erreicht. Langsam stellte ich mich auf die Rückkehr nach Berlin ein. Lektüremäßig hatte ich mich seit meiner Ankunft am Bodensee mit dem hinduistischen Religionsgelehrten Prabhupada befasst. So auch an diesem Vormittag. In der Passage, die ich gerade in seinem Buch *Leben kommt, von Leben* las, versuchte er zu erklären, was die Ursache für das Unverständnis gegenüber spirituellen Wahrheiten sei. Er kam zum Schluss, dass es wohl an unseren materialistischen Bindungen läge, die einen bedeckenden und aufs Oberflächliche hin konditionierenden Einfluss auf unser Bewusstsein ausübten. Seiner Ansicht nach trügen die uralten Überlieferungen der Religionen akzeptable Grundlagen in sich und er regte an, ihnen nachzuspüren. Dabei solle man sich von jeglicher Ablenkung durch falsche materielle Motive freimachen.

Im Gegensatz zu den naturwissenschaftlichen Erklärungsversuchen, über die ich mit Oliver am Samstag sprach, war Prabhupada von einem spirituellen Universum überzeugt, dessen letzte bestimmende Grundursache Gott sei. Im Weiteren drückte er dann erneut seine Überzeugung aus, dass man sich für das Verstehen dieser höchsten Wahrheit qualifizieren könne: Weil wir die Antwort für das ‚Ganze‘ via Geburt – quasi als natürlicher Teil des Kosmos – schon in uns hätten.

Gegen Mittag machte ich mir in der kleinen Küche einen Salat und widmete mich anschließend dem Schlussteil meines neuen Buches: *Burggespräche*. Das Dasein meines

neuen Bekannten hatte eine entspannende und inspirierende Wirkung. Es machte sich sogar beim Schreiben bemerkbar. Das Abfassen einzelner Textabschnitte fiel mir an jenem Nachmittag erstaunlich leicht. Als ich am späteren Nachmittag feststellte, dass kein Tee mehr da war, unterbrach ich meine schriftstellerische Tätigkeit. Leicht genervt über die Unterbrechung huschte ich zur Tür hinaus, dann durch die Suso-Gasse – den Teeladen, nahe am See, zum Ziel. Auf der Wiestorstraße ging mein Blick kurz die Straße hinauf, dahin, wo sich das oberstädtische Franziskanertor befand. Dort schritt Oliver auf dem rechten, ganz von der Abendsonne beschienenen Bürgersteig die Straße entlang. Wieder in dieser weißen Hose und der blauen Jacke. Ich blickte zu ihm hinüber, doch er bemerkte mich nicht.

Wie hätte er es auch können? Ein selbstversunkener Wanderer, dem die Welt um ihn herum nicht mehr als eine flüchtige Imagination zu sein schien. Josef, der Träumer, dachte ich schalkhaft und musste diesen Gedanken sogleich korrigieren. Es war nicht der Gang eines Träumers, sondern eines Menschen, der einen Traum durchschritt – im Bewusstsein der unbegrenzten Zeit, die er als seine eigene fand. Eine größere Provokation war nicht möglich, als dem Getriebe unserer Zeit diesen Takt vorzugeben.

Es gab kein Tempo – nur das Gehen. Und das war bedächtig, ohne langsam zu sein: achtsam aus der Mitte heraus. Seinem Rhythmus vertrauend, durchging er die Welt im eigengesetzlichen Lauf, im schroffsten Widerspruch zum lauten, blinden Gesplirr rings um ihn her:

*Auto fahren / Menschen hupen ♪ / Reifen quietschen /  
 Handys piepen ☺ / Frauen hetzen, Männer jagen / Türen  
 schlagen // keine Zeit – !! – nicht zum Spüren, nicht zum  
 Sehen // 🖐 immer machen 🖐 // nicht verstehen / immer  
 hasten, nie rasten: von A nach B, von dort nach C... – nichts  
 OK: O-weh / → Ziele hier → Ziele dort → Pläne da – immer  
 fort // immer haben, immer laben, immer raffan – Lü-  
 cken klaffen // Glotze schummert, Techno wummert...  
 ♣♣♣ aufdrehn – hochdrehn – durchdrehn ♣♣♣ ...See-  
 le kummert → alles dummt – // Gehirn verwindet –  
 was erfindet – nichts verbindet // keine Gaben – Schaden  
 haben / um was scharen // Güter häufen – Nase träufeln –  
 Medikamente betäuben ☹ Drogen zerstäuben ☺ // nie-  
 mals hören, niemals fragen – röhrend klagen // törend  
 sichen, sich betrügen // tüle Laken, ab ✓*

Als ich Oliver seinen Gang schreiten sah, schien er mir  
 wie die lebendig gewordene Gestalt von einem Bild des  
 Malers Hans Dieter. *Einer, der seinen Weg geht*, lautet  
 der Titel des Gemäldes. In dem Buch, das ich Oliver  
 schenkte, hatte ich diesen Wanderer beschrieben: Eine  
 asketische Gestalt, hinter der sich ein endlos erschein-  
 ender Weg am rückwärtigen Horizont verliert. Selbstver-  
 gessen hält der Spaziergänger den kleinen Zweig einer  
 Eberesche in der Hand. Beim Vorübergehen hatte er ihn  
 von einem Bäumchen abgebrochen, das neben ihm am  
 Wegrand stand – dem einzigen in der weiten Landschaft.  
 Von meinem Einkauf zurückgekehrt, tat ich das, was ich  
 mir vorgenommen hatte: Tee kochen und ihn in Stille  
 genießen. Statt an meinem Buch weiterzuschreiben, no-  
 tierte ich den Gedanken: Alle jagen äußeren Zielen nach,

nur wenige tragen sie in sich.

Abends fand ich die Klostergemeinschaft beim gemeinsamen Abendessen im Suso-Haus. Während des Hin und Her des Austausches fragte Michael: „Oliver, was hast du heute gemacht?“ „War unterwegs“, antwortete der Angesprochene lakonisch. Ruhig blickte ich zu ihm rüber und sagte: „Ich hab dich gesehen.“ Kurz verwundert, wie man jemanden bei der heimlichen Beschau seines Hausschatzes ertappt, dann aber doch erfreut über meine Aufmerksamkeit, nickte er mir freundschaftlich zu.

## SEUSE

- Urgrund
- Sinn im Sein
- Tiefste Stelle des Seins erreichen
- Eigenes Urprinzip entdecken, sich selbst entdecken, Gott entdecken

## MEINE KLEINE GESCHICHTE

- Umbruch
- Neuausrichtung
- Inneres Geleit
- Zurück zu den Wurzeln; Ursprung; Quelle

Auf meinem Weg Begebenheit, Fügung.  
Aus der Unabsehbarkeit offen sein.

Oliver Maria Blaschke  
Aufzeichnungen, Mai 2013

\*\*\*\*\*

Nach Gebet und Meditation in der Frühe freute ich mich über den vor mir liegenden Tag. Das Wetter konnte besser nicht sein und vom Stuhl im Wohnzimmer blickte mir das heilige Angesicht aufmunternd entgegen. Dem Spaziergang mit Oliver sah ich mit wachem Interesse entgegen.

An dem Vormittag widmete ich mich der weiteren Schreibearbeit an meinem neuen Buch. Ich war beim zweiten Kapitel, an einer Stelle, wo die Hauptfigur, Josef, seinem alten Meister ein Erlebnis an einem Bach schilderte, in dem er sagte: „Ich malte an dem Gewässer über viele Tage, immer am selben Motiv. Es war ein Buchenzweig, der an einer besonderen Stelle in den Bach hineinreichte. Nach vielen Stunden dieser Naturmeditation, schien hinter allem ein anderes Licht auf, dessen zarter Schein alles in sich vereinte – Fluss, Wasser, Stein, Baum, Sonne, den Himmel, die ganze Erde und mich selber. Einen kurzen Moment empfand ich mich als Teil von allem und alles als Teil von mir. Verwunderung, mit einem Gefühl des Glücks, blieb bei mir zurück.“

Bei den *Burggesprächen* ging es unter anderem um Phänomene der Mystik – konkret, um die Frage der sogenannten Erleuchtung. Ein spirituelles Ereignis, das sich im Zeugnis vieler großer Religionen und ihrer mystischen Traditionen findet. Meine Absicht war, interessierte Leser erzählerisch an eine wertvolle Grundwirklichkeit unseres Lebens heranzuführen und sie dem modernen Verständnis unserer Zeit zu erschließen. Im Zuge dessen wertete

ich verschiedene geschichtliche Quellen aus. Einige Zitate wollte ich zur Verdeutlichung für den Leser, in dem Anhang der *Burggespräche* einfügen.

Was man sich in diesem Zusammenhang unter ‚Gotteschau der Seele‘ vorzustellen hatte, fand sich zum Beispiel in einer Schilderung von Gregor des Großen aus dem 6. Jahrhundert: „Als es Zeit zum Schlafengehen war, begab sich Benedikt in den oberen Teil des Turmes. Er stand am Fenster und betete zu Gott. Während er so in frühester Stunde hinausblickte, sah er, wie sich ein Licht von oben her ergoss, die ganze Finsternis der Nacht verscheuchte und so hell aufleuchtete, dass dies in der Finsternis strahlende Licht den Tag übertraf. Etwas sehr Wunderbares war mit dieser Erscheinung verbunden. Es wurde ihm nämlich, wie er später selbst erzählte, auch die ganze Welt wie in einem einzigen Sonnenstrahl vereinigt vor Augen geführt. Für die Seele, die ihren Schöpfer sieht, zieht sich die ganze Schöpfung zusammen. Mag sie auch noch so wenig vom Lichte des Schöpfers erschauen, so wird ihr doch alles klein, was geschaffen ist. Durch das Licht der inneren Sammlung wird das Innerste der Seele erweitert und dehnt sich so in Gott aus, dass sie über die Welt hinausgehoben wird, ja die Seele des Gesammelten wird über sich selbst hinausgehoben. Wenn sie so im Lichte Gottes über sich selbst hinaus beglückt wird, erweitert sie sich in ihrem tiefsten Innern. Wenn man aber sagt, dass die Welt vor ihm in eins zusammengefasst war, so waren Himmel und Erde nicht verkleinert, sondern die Seele des Schauenden erweitert, der, in Gott entrückt, ohne Schwierigkeit alles übersehen konnte, was niedriger ist als Gott. Indem

also jenes Licht seinen äußeren Augen erglänzte, war ein inneres Licht in seiner Seele, das seinen Geist in den Himmel entrückte und ihm zeigte, wie eng begrenzt alles Irdische ist.“

Es lagen mir Texte aus verschiedenen religiösen Traditionen vor. So auch der 35. Vers der 24. Koran-Sure: „Gott ist das Licht der Himmel und der Erde. Sein Licht ist einer Nische vergleichbar, in der eine Lampe ist. Die Lampe ist in einem Glas. Das Glas ist, als wäre es ein funkelnder Stern. Es wird angezündet von einem gesegneten Baum, einem Ölbaum, weder östlich noch westlich, dessen Öl fast schon leuchtet, auch, ohne dass das Feuer es berührt hätte. Licht über Licht. Gott führt zu seinem Licht, wen Er will, und Gott führt den Menschen die Gleichnisse an. Und Gott weiß über alle Dinge Bescheid.“

Auch die hinduistische Tradition war reich an Texten, die von der Existenz eines essenziellen geistigen Lichts zeugten. Etwa in der uralten Mundaka Upanischad 2.2. 10-11, wo es heißt: „Im goldenen Tempel des Herzens thront das heilige Wort, ohne Trennung, ohne Makel. Das strahlende Licht des Lichts ist es. Dies erkennt, wer seine Seele kennt. Dort leuchtet nicht Sonne, nicht Mond noch der Glanz der Sterne; kein Blitz flackert auf, kein Feuer brennt wie auf Erden. Ihm, der allein glänzt, glänzt alles andere nach, die ganze Welt erstrahlt von seinem Glanz.“ Brahman, die universale Essenz, wurde in dem Text als das allem innewohnende lichte Selbst begriffen und galt als die wahre und tiefste Wirklichkeit von Leben und Erleuchtung. Wenn der Mensch Brahman erkannte, wurde er er

leuchtet. Er lebte dann sein Leben in allen Bereichen als Ausdruck seines befreiten Selbst und seine Freude wurde von universeller Liebe durchdrungen.

Im Satori-Erlebnis des Zen-Buddhismus wurde Erleuchtung mehr als Erwachen verstanden, im Sinne einer erlösenden Erkenntnis. Mit ihr war ein grundsätzlicher Perspektivenwechsel verbunden, der alle bisherigen Anschauungen über die Welt und sich selbst als Illusion entlarvte. Die Erleuchtung, die sich nicht auf intellektueller oder kognitiver Ebene ereignete, verwandelte den Erleuchteten in der Art, dass seine Neigungen zum Unheilamen, wie Gier, Hass und Irrtümern, verschwanden. Eigentlich war Satori der Moment des Durchstoßens zu einer nicht dualistischen Sicht auf die Wirklichkeit. Ein ‚Erwachen‘ zur wahren Natur; eine Geburt des wahren Selbst, nachdem das falsche, egozentrische Ich zugrunde gegangen war. Manche Menschen hatten nach östlichem Lehrverständnis ganz natürlich die Fähigkeit, in diesen höheren Bewusstseinszustand zu kommen.

Ich legte alles beiseite und machte mich auf den Weg zu Michael. Wir hatten vor, Mittag zu essen und die Zeit für einen ungestörten Austausch zu nutzen. Bevor wir mit dem Kochen begannen, wollte er mir seinen *Tagtext* von jenem Freitag, dem 31. Mai vorlesen. Seit etwa 10 Jahren verfasste er in loser Regelmäßigkeit diese, dem jeweiligen Tag ihrer Entstehung gewidmeten, poetischen Wort-Klang-Bilder. Für mich waren es Herzensmeditationen, ausgelöst durch kaleidoskopische, innere oder äußere Anstöße der Seele. Nachdem wir uns an den kleinen Kü-

chentlich gesetzt hatten und eine Zeit der stillen Vorbereitung gehalten hatten, las Michael seinen Text, den er mit GELASSEN überschrieben hatte, gut betont, mit ruhiger Stimme vor: „Am Wegrand eine Kerze – – – unbeachtet, erstaunlich, überraschend. Sie lädt ein sich hinzusetzen, womöglich sogar zu knien, oder einfach bei ihr zu verweilen. Die Kerze brennt mit ihrem stillen Licht in dieser windlosen Landschaft gerade und ruhig. Als es Nacht wird, nähert sich eine Gestalt diesem Ort. Sie stellt bestechende Fragen: B i s t Du auch ... und bild-los in der Nacht? Und vor all-den-anderen Menschen? Nackt für nackt, Nacht für Nacht ...“ In der Regel reflektierte ich Michaels Texte nicht, sondern ließ sie einfach still in mir nachklingen. Diesmal überraschte mich aber die ungeheure Übereinstimmung zu meinen vormittäglichen Studien. Und es sollte nicht die einzige Entsprechung dieses Tages bleiben.

Während des gemeinsamen Essens tauschten wir uns über die kreative Gestaltung des Suso-Hauses und seine geistigen Perspektiven aus. Wir sprachen über das ganze Gewerke um die Eremitage in Lindow und vieles mehr, was uns damals aktuell bewegte. Schließlich bestätigte Michael, dass Oliver am Montag – meinem Abreisetag – zu seiner Wanderung aufbrechen wollte. Ich fragte ihn, ob er wüsste, wie es danach mit seinem Klostergast weiterginge. Offensichtlich beabsichtigte er, im Anschluss an seine Tour wieder nach Überlingen zurückzukommen. Auf Olivers Bitte hin wollten sich Michael und Birgit in der Nähe nach einem Ausbildungsplatz für ihn umsehen. Es sollte bevorzugt in der Landwirtschaft oder einer Gärtne-

rei sein.

Nach Abschluss des Mittagessens trank ich in meiner Unterkunft eine Tasse Kaffee und werkelte im Anschluss an meinem Wanderstab. Gegen halb vier ging ich hinaus, um mich mit Oliver zu treffen. Sehr gelöst kam mir Oliver auf der Gasse entgegen. Einer freundlichen Begrüßung folgte nach kurzer Absprache die Entscheidung, Überlingen hangaufwärts zu verlassen, hin zu den Feldern und Wiesen, die nördlich der Stadtgrenze lagen. In weiter Kurve um das Heimatmuseum herum, am Gymnasium entlang, erreichten wir die Ausfahrtstraße nach Meersburg. Dort bogen wir in einen der steil nach oben führenden Wege. An einer Kreuzung wurde ich ratlos und sinnierte: „Wenn wir jetzt rechts gehen und der Weg falsch ist, müssen wir irgendwann wieder umkehren.“ Zu meiner Überraschung erwiderte Oliver: „Nein, das ist schon richtig, oben kommen wir auf die Feldwege“, und ich begriff: Er war das alles bereits abgelaufen.

Bis zu dem Zeitpunkt, da wir das bewohnte Gebiet verließen und uns den Wiesen und Obsthainen näherten, war unser Gespräch ernst und sehr verhalten auf die Wahrnehmungen unserer Beobachtungen ausgerichtet. Ich erzählte ihm von den baulichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte, wie dies und das in meiner Jugend aussah. Er hörte freundlich zu, stellte die eine oder andere Frage – selten kommentierte er meine Feststellungen, manchmal ergänzte er sie. Dabei war uns beiden bewusst: Das alles ist nicht *das* Thema. Dem entsprach die wachsende Aufmerksamkeit für das Wort des anderen, die mit jedem

Fußmeter die Haltung maximaler Präsenz steigerte. Auf den Wiesen, draußen vor der Stadt fing Oliver an, eine immer größere Ruhe auszustrahlen.

Mit jedem kleinen Hinweis, den er mir in größter Achtsamkeit zusprach, schien er von einem ansteigenden inneren Glücksgefühl erfüllt zu werden. Inzwischen waren wir stehen geblieben. Auch ich war vollkommen ruhig geworden und verharrte in großer gesammelter Aufmerksamkeit. Nichts sonst war jetzt: Nur stehen, hören und schweigen. Mit einer Haltung allergrößten Vertrauens beschrieb mir Oliver die Inhalte eines Erlebnisses, das sich nach seinen Worten unvergesslich in seine Seele eingepägt hätte. Es sei ganz und gar mit dem Phänomen eines inneren Lichtes in Verbindung gestanden, das er geschaut und erfahren habe. „Es war Licht über Licht – und wunderschön“, schloss er seine Schilderung.

Der Zenit dessen, was mir Oliver als seine Seelenerkenntnis anvertrauen wollte, war damit überschritten. Schweigend setzten wir unseren Spaziergang fort, verließen die Wege und wanderten durch offenes Gelände. Gefühlte zwei Kilometer weiter, nahe Goldbach, einem uralten Ort vor den Toren Überlingens, sagte ich zu Oliver: „Ich wusste, dass du es erlebt hast.“ Worauf er verstehend antwortete: „Ja. Und was sagst du?“ Ich fasste seine Frage als schlichtes Interesse in meinem Blickwinkel auf, eben an dem, was ich aktuell dazu zu sagen hätte: meine persönliche Meinung. Tatsächlich uferte meine Antwort dann zu einer Art Unterweisung aus. „Für mich, Oliver, ist die Schau des inneren Lichtes zuallererst eine Gabe, ein gro-

ßes Geschenk – vergleichbar einer glänzenden Goldmünze, die man am Wegrand findet. Du hast die Voraussetzungen eines guten Herzens, der Liebe zur Wahrheit, Selbstlosigkeit und Ähnliches, bis zu einem gewissen Grad verwirklicht. Dennoch warst nicht du es, der die Münze prägte und ablegte, sondern nur jener, der sie finden durfte“, begann ich meine Ausführungen und erläuterte: „Du kannst sie nun in die Tasche stecken, vergessen, sie kann anlaufen, oder du verlierst sie wieder.“ „Was meinst du damit?“, fragte Oliver. „Mit diesem Goldstück kannst du eigentlich nur einen Hauptgewinn einlösen“, sagte ich. „Und welchen?“, wollte er wissen. „Man erhält ihn, indem man das Goldstück dem zurückbringt, der es geprägt hat.“ „Also Gott?“, folgerte Oliver. „Für den letzten tragenden Grund dieser Welt der Erscheinungen gibt es viele Namen: Sage Gott, wenn du willst; nenne ihn kosmischer Baumeister, Brahman, Daseinsauslöser, letzten Grund von allem, was ist, oder meinetwegen ersten Code. Wie auch immer: Er bezeichnet das große Geheimnis, das allem, was ist, vorausging und von dem wir Spuren in uns tragen.“

Aufmerksam hörte Oliver zu und schien meine Worte augenblicklich vor dem Hintergrund seines inneren Erkenntnisbildes abzugleichen, ohne es zu kommentieren. Vor der Präsenz des Wirklichen, dessen Erfahrung er eben noch mit mir geteilt hatte, schienen all die Worte ohnehin überflüssig. Nichts war ferner, als dass sich aus dem Austausch eine Diskussion ergeben hätte. Inzwischen hatten wir uns aus dem Morast, in den wir geraten waren, auf eine im Bau befindliche neue Landstraße gerettet. Eine

ganze Weile trotteten wir schweigend darauf entlang, bis wir zu einer Brücke kamen. Da drumherum alles abschüssig und schlecht zugänglich war, schlug ich vor: „Am besten gehen wir über diesen Rohbau.“ Oliver erwiderte: „Geschickt, dass er hier steht.“ Nach einigen Metern merkten wir, dass es nur eine halbe Brücke war. Nun hieß es Umkehren und rechts vor ihrer Auffahrt den beschwerlichen Weg durch Haselsträucher und Drahtverhaue antreten.

Während wir, um eine Kuhweide zu verlassen, unter einem Weidezaun hindurchkrochen, sagte ich zu Oliver: „Ein mystischer Theologe der Antike verglich die Seele des Menschen mit einem bronzenen Spiegel. Was er sagen wollte: Die Seele ist von ihrer natürlichen Anlage her dazu bestimmt, ein ganz besonderes Licht aufzufangen und widerzuspiegeln; daran wärmt sie sich und erhält ihren eigenen Glanz. Gemeint ist, dass die Seele des Menschen ihr Licht von Gott empfängt und ihre größte Freude darin besteht, das heilende Licht Gottes in die Welt zu spiegeln. Für diesen Theologen handelte es sich um ein geistiges Licht. Manche Traditionen setzten es mit einer höheren Form der Liebe, der Weisheit und der Wahrheit in Beziehung. Was ich vorhin mit dem Goldstück meinte, dass man es wieder verlieren oder es unbrauchbar werden kann, hängt mit diesem Spiegel-Beispiel zusammen. Gregor von Nyssa, um ihn handelte es sich, sagte, dass ein metallener Spiegel oxidieren kann. Ebenso kann der Seelen-Spiegel durch Rückfall in falsches Denken und verkehrte Taten oder mangelnde Pflege unbrauchbar werden. Es ist also wichtig, sich dieses kostbaren Gutes würdig zu erweisen, es zu hüten und zu weiterem Glanz zu

verhelfen.“ Oliver erwiderte nichts. Still, ganz eins mit sich, war er wieder jener Wanderer, den ich gestern in der Stadt beobachtete. Ich schwang mich in seinen Rhythmus ein – schweigend, bis wir die nicht mehr ferne, schon abenddunkle Suso-Gasse erreichten.

In meine Wohnung zurückgekommen, zündete ich die inzwischen fast heruntergebrannte Kerze an, sprach ein Abendgebet und praktizierte 40-minütige gegenstandslose Meditation. Keine Lust, die Deckenbeleuchtung einzuschalten, genoss ich den warmen Schein des Lichtes, der den Raum sanft erhellte. Schließlich öffnete ich eine Flasche Rotwein, nahm ein Glas, schenkte es voll und setzte mich auf das Sofa – im flackernden Halblight, das heilige Angesicht mir gegenüber. Der gut dreistündige Spaziergang vom Nachmittag zog an meinem inneren Auge vorüber. Die ereignishaftige Ursache von Olivers geistiger Ausstrahlung hatte ich ziemlich treffend erahnt. Die Übereinstimmungen mit meinem aktuellen literarischen Thema, aber auch mit Michaels heutigem *Tagtext* waren erstaunlich. Und es gab keinen Anlass, an der Lauterkeit seiner Schilderungen zu zweifeln.

Was genau war mit Oliver geschehen? Die meisten geistlichen Lehren erklären es so: Das Erleuchtungserlebnis sei durch die Überwindung des Subjekt/Objekt-Gegensatzes gekennzeichnet. Dies bedeutet für einen kurzen Moment den Untergang des Einzelsubjekts, im spontanen Einleuchten des tiefsten Wahrheitsgrundes als der einzigen Wirklichkeit, begleitet von einem Zusammenfall aller Gegensätze. Genauso, wie es in den religionsphilosophi-

schen Textzeugnissen beschrieben war. Dabei wurde Erleuchtung oft nicht als subjektives Phänomen erfasst, sondern als das plötzliche Erleben der Einschmelzung des Subjekts in die tiefste erfahrbare Ebene der Wirklichkeit als alleiniges Objekt. Diese blitzartige Schau des Ewigen warf ein neues Licht auf das bisher verborgene Absolute hinter der scheinbaren Wirklichkeit. Im Augenblick der Erleuchtung wurde die Welt transparent und strahlte nach religiösem Sprachgebrauch den göttlichen Urgrund in den Erleuchteten ein. Sie war also mehr als bloße Erkenntnis, war existenziell, nicht nur theoretisch.

Die erleuchtende Kraft der letzten Wirklichkeitsebene griff über die Einzelseele hinaus und entzündete das Licht, in dem der Einzelne von anderen verstanden wurde. Gleiches, erkannte dann gleiches. Daran war zu unterscheiden, ob das, was jemand im Bereich sogenannter transrationaler Ereignisse behauptete, erlebt zu haben, subjektivistischer Irrtum war, oder zur Erfahrung anderer hin reziprok. Olivers Erlebnis besaß hinsichtlich der theologischen und philosophischen Quellen, die sich mit dem Phänomen des geistigen Lichtes beschäftigen, eindeutige Reziprozität.

Eine Erleuchtungserfahrung stellte jedoch nur eine Mittelstufe zwischen vorangegangenen förderlichen Konditionierungen und der tatsächlichen Einigung der Seele mit der letzten Quelle des Lichts dar. Diese Komplettbefreiung war nach einigen geistigen Vorstellungen eine gesteigerte Dimension im Verhältnis der Seele zu dem absoluten, letzten Grund unseres Daseins. Der Weg des Erleuchteten

war also nicht abgeschlossen, sondern muss sich in größter Achtsamkeit, durch entsprechendes ethisches und spirituelles Bemühen, immer weiter erstrecken, einem letzten, endgültigen Ziel entgegen, was ich Oliver anhand des Goldstücks deutlich machen wollte.

Aus der Perspektive der Religionsphänomenologie verstand ich Olivers Erlebnis als naturmystisches Ereignis, dessen Verstehen am besten seitens der buddhistischen oder daoistischen Philosophie her gelang. Alles, was in dieser Hinsicht geschah, vollzog sich demgemäß auf einer ganz natürlichen Ebene des Lebens und war – richtig verstanden – nichts total Außergewöhnliches. In jedem ‚... brannte gerade und ruhig ein stilles Licht in der windlosen Landschaft‘ des eigenen Seelengrundes. Wann und bei wem, wo und in welchem Ausmaß es aufschien, blieb ein je persönliches Mirakel.

Welche Kämpfe oder Niederungen Oliver in seiner zurückliegenden Zeit durchlaufen musste, welche irritierenden Einflüsse er zu bewältigen, und was für Schuld er zu sühnen hatte, entzog sich mir. Nie war es Gegenstand unserer Gespräche. Eindeutig war für mich die aktuelle moralische Kraft, die von ihm ausging und sich in seinem Reden und Handeln widerspiegelte – eine Voraussetzung, um jene Schau der Wahrheit zu erlangen, wie sie ihm geschenkt wurde. Dadurch stand er mit seinem Schicksal in großer Freiheit vor jener Macht, die ihn unmittelbar berührt hatte.

Wo bleibt noch Platz für das Ich?

Der immerwährende Augenblick, durch den alles dringt.

Dieser standhafte, feste Punkt der Gegenwärtigkeit,  
der alledem die Empfindung schenkt.

Ich bin die Meerenge durch die der Strom,  
die Zeit fließt.

Und ich unterliege der Täuschung, als ob ich mich wandle,  
bewege und verändere.

Oliver Maria Blaschke  
Aufzeichnung vom 12. November 2012

\*\*\*\*\*

Samstagvormittag lag ein Hauch von Abschiedsstimmung auf der Suso-Gasse. Eine kurze Zeit noch und zwei Gäste, die das erfüllte Leben ihrer Freunde geteilt hatten, würden fort sein.

In der Küche meinen Frühstücksapfel in genau vier gleiche Teile teilend, sah ich auf dem Kalender neben der Spüle, dass Kandinskys Mai-Boote noch nicht in den Juni aufgebrochen waren. Etwas eigenmächtig entfernte ich das abgelaufene Kalenderblatt. Eine Ansammlung von Franz Marcs blauer Pferde in farbsplittrig-verspiegelter Phantasielandschaft kam zum Vorschein. Jetzt war endgültig klar, dass dieser Kalender der Künstlergruppe *Der Blaue Reiter* gewidmet sein musste. „Fehlt nur noch die Gabriele Münter“, dachte ich, ohne der Verlockung zu erliegen, die Monatsseiten vorzublättern.

Gegen 10.00 Uhr schaute Oliver bei mir vorbei und wollte sehen, wie weit der Wanderstab war. Durch die Hilfe Birgits war er fertig geworden: Das geleimte Splittrige war nicht mehr zu erkennen. Durch die Behandlung mit Natüröl brachte das schöne Holz seine volle Wirkung zur Geltung. Wie ein Meister seinem Lehrlingen erklärte ich Oliver die eine oder andere Finesse an der Arbeit. Interessiert hörte er zu und war in bester Stimmung, die ich als Vorfreude über seine bevorstehende Exkursion um den Bodensee deutete.

Ursprünglich wollte ich Oliver Sonntagabend zum Essen einladen. Meine Gastgeber kamen mir aber mit einer an mich gerichteten Offerte, für denselben Zeitpunkt, zuvor. So fragte ich ihn, ob er an diesem Abend Lust hätte, mit mir zum Essen zu gehen. Er freute sich, sagte zu und ging wieder zurück zum Suso-Haus. Die verbleibende Zeit verbrachte ich damit, meine Sachen zu packen. Gegen halb zwei ging ich zum Tageskloster und fand eine ausgelassene, fröhliche Stimmung vor.

Nachmittags zog ich mich in meine Wohnung zurück und vertiefte mich weiter in das Werk Prabhupadas. Wie es seit langem meine Gewohnheit ist, machte ich mir mit Bleistift Anmerkungen zu dem Gelesenen und unterstrich für mich wichtige Sätze. Als es gegen acht Uhr an meiner Tür klopfte, markierte ich noch einen Absatz, in dem der Autor den Zeitpunkt des Todes mit dem Ablegen eines Examens verglich. Nach seiner Vorstellung sollte man sich während des ganzen Lebens für diese ‚Prüfung‘ vorbereiten, um sie im entscheidenden Moment bestehen zu

können.

Ich stand auf, ging zur Tür und gab dem erwarteten Bescheid, dass ich gleich käme. Schließlich machten wir uns auf den Weg und verließen die Suso-Gasse Richtung Unterstadt. Olivers gute Stimmung vom Vormittag hatte sich ungetrübt erhalten. Es war schön, ihn so ausgeglichen und völlig mit sich in Frieden zu erleben. Nach einigen Überlegungen entschieden wir uns, in den *Hecht* zu gehen, einer gutbürgerlichen Gaststätte. Wir traten ein und setzten uns in eine Nische, unterhalb einer Wendeltreppe, die auf eine Galerie führt. Im Hintergrund lief leise, dezente Musik. Bald kam der Kellner. Wir bestellten beide den Braten mit Klößen und dazu je ein Weizenbier. Das Essen kam, und wir stießen mit unseren Biergläsern auf alle guten Erlebnisse der vergangenen Woche an.

Beim Essen begann Oliver zu erzählen, wie gut es ihm am See gefallen habe, wie wichtig die Zeit für ihn gewesen sei. Ich nippte nachdenklich an meinem Bier und hörte dem sonst so Schweigsamen aufmerksam zu. Unser langer Marsch von gestern, das Geheimnis, das er mir anvertraute, und unser Gespräch darüber – es wurde an diesem Abend nicht in die Erinnerung zurückgerufen.

Stattdessen berichtete Oliver von einem Spaziergang am Seeufer: Es sei spätabends gewesen. Die Sonne war gerade am Untergehen, als er einen Reiher beobachtete, Fische in der Nähe eines Schilfes laichen sah und die Sterne beobachtete, wie sie langsam aufgingen, und verschiedenes mehr. Er schilderte seine Naturbeobachtungen mit

einer so hingebungsvollen Anteilnahme, als wäre er selbst all das, von dem er sprach: See, Sonne, Reiher, Fisch, Himmel und Stern; als sei er durch die Aufnahme der reinen Eindrücke zur eigenen unverstellten Natur befreit worden.

Während dieses ganzen Vorganges hatte ich plötzlich die Empfindung, dass sich etwas im Raum veränderte. Die Musik war nicht mehr zu hören; auch die Gespräche der anderen Tischnachbarn waren verstummt, gaben einer unerklärlichen Stille Raum. Ich schaute Oliver überrascht ins Gesicht und nahm betroffen wahr, wie er in einem Ruhezustand totaler Versenkung, bei weit geöffneten Augen, meinem Blick frontal erwiderte – jedoch durch mich hindurch, als wäre ich überhaupt nicht anwesend. Seine Augen schienen in diesem Moment wie Pforten zu einem endlosen Korridor, der Kammer um Kammer durchlief, deren Türen normalerweise nie gleichzeitig geöffnet waren. Nur dieses eine Mal, für den Bruchteil einer Sekunde, waren sie es.

Durch alle geöffneten ‚Zwischentüren‘ hindurch war der Blick auf den letzten und innersten Raum freigegeben. Von dort ging ein edelsteinartiges Licht aus, das jeden Brillanten ums Vielfache übertraf – von einer so klaren Reinheit, dass sie einen Schrecken in mir auslöste. Dennoch war dieses Licht wohltuend und wirkte wie das Zentrum eines unendlichen Meeres aus flüssigem, leuchtendem Silber. Das alles vollzog sich in einer Kürze, deren Zeitdimension nicht fassbar war. Dann war alles wie vorher: Ich hörte die Musik, Tischnachbarn unterhielten sich und Oliver schien von seinem Zustand nichts mitbekom-

men zu haben. Ich schwieg darüber und unser Gespräch ging in seinen natürlichen Verlauf in Allgemeines über. Nach Bezahlung der Rechnung verließen wir das Lokal in verschiedene Richtungen.

Als ich meine Gästewohnung betrat, fiel mir auf, dass die Vorhänge nicht zugezogen waren, was ich jetzt nachholte. Ich setzte die Kerze, die ich am Donnerstag vorsorglich im Teeladen gekauft hatte, auf einen kleinen Porzellanteller, stellte sie damit auf den runden Holztisch und zündete sie an. Dann holte ich den Wein sowie das Glas, das ich gestern schon hatte, aus der Küche. Damit ausgestattet, setzte ich mich auf die Couch.

Im Gegensatz zum gestrigen Abend machte ich zu dem Kerzenlicht zusätzlich eine kleine Stehlampe an. Sie stand auf dem Bücherbord am Sofa. Und noch etwas war anders. Ich war allein – der Stuhl mir gegenüber war frei. Das trostreiche Angesicht, in Styropor und braunem Packpapier für die Reise präpariert, stand im Hausflur unter der Garderobe. Wie tags zuvor brauchte ich Muße, das eben Erlebte setzen zu lassen. Ich brachte es vor die innere Instanz meines Gewissens und sann darüber nach, wollte mehr Klarheit gewinnen über das, was geschehen war: Das Licht, das ich hinter Olivers Augen gesehen hatte, war so real wie der Tisch, an dem ich jetzt sitze. Und es war sein Licht. Dass ich es schaute, war kein übersinnliches Ereignis, keine Vision, keine Folge eines psychedelischen Rausches; sondern ein ganz natürliches Phänomen – das, was wirklich *ist*, in seiner größten Verdichtung. Also, höchste Realisierung eines Gegenwärtigen von seinem

Grunde her, innerhalb eines glücklichen Zufalls. Vorbereitet durch glückliche Umstände. Es war das, wovon die geistigen Meister unterschiedlichster religiöser Traditionen über tausende Jahren Zeugnis ablegten.

Am Mittwoch, beim philosophischen Frühstück ging es um Meister Eckhart, einen der bedeutendsten mittelalterlichen Theologen. Einen Großteil seines Lebens versuchte er den Menschen die Bedeutung des verborgenen Seelenlichtes nahezubringen. Von ihm fiel mir jetzt der Satz ein: „Kommt jetzt, edle Seelen und schaut auf den Glanz, den ihr in euch selbst tragt! Wenn ihr aber nicht euch selbst vollständig loslasst, wenn ihr nicht euch selbst ertränkt in diesem grundlosen See der Gottheit, dann könnt ihr nicht das göttliche Licht erkennen.“ Alles hängt mit allem zusammen. Erde, Sonne, Menschen und Universum existieren in unerklärlichen Verbindungen zueinander, verwoben in subtilem Zusammenhang. Vor diesem Hintergrund empfand ich materialistische Welterklärungen bedauerndswert, die im Menschen nicht mehr als ein vernunftbegabtes Tier, eine biologische Maschine erkennen konnten. Aller wissenschaftlich-industrieller Missbrauch und seine Folgen resultieren letztlich aus dieser verengten Weltsicht. Die globale Zerstörung der Umwelt und das kaum mehr zu bändigende Spiel mit dem Feuer nuklearer Selbstvernichtung waren seine tragischsten, unumkehrbaren Früchte.

Alles Gute der Naturwissenschaft wog ihre schlechten Nebenwirkungen nicht auf. Spirituelles Erfahrungswissen wurde zum Schaden eines wirklichen Fortschrittes verach-

tet. Die heilende religiöse Dimension des Lebens gehörte zum Wesen des Menschen. Wenn sie ihre gebührende Beachtung nicht erfuhr, ging dem Menschen etwas Wesentliches verloren: das tiefere Wissen um das Geheimnis seiner Seele.

Ich goss mir den Rest des Weines ins Glas und machte die kleine Stehlampe jetzt doch aus. Dann folgte ich dem Strom meiner Empfindungen zu jenen, die sich nicht trautes, in richtiger Weise die wesentlichen Fragen zu stellen. Die zu überdeckt waren, um die Weckung ihrer höheren geistigen Anlagen und deren herrliche Früchte ins umfassende Dasein zu integrieren. Die keinen Zugang fanden, sich in einen bewussten Zusammenhang mit dem Universum und seinem zentralen Mysterium zu bringen, deren Geschöpfe sie doch waren.

All diese Versäumnisse des Einzelnen und der Gesellschaft blieben nicht ohne Folgen. So wie sensible Fischarten eines Sees oder Flusses durch Verschmutzung der Gewässer zugrunde gingen, so verödeten viele an der Leerheit und Geistlosigkeit ihrer Umgebung – gingen daran seelisch zugrunde. Nicht nur Tierarten und Pflanzen starben aus, sondern auch Menschenarten: An einer Leere, die Kälte war. Die aus der Haltung entstand, alles nur äußerlich zu erfassen, festzuhalten, zu besitzen und ausnahmslos zu einem Ding der Ausbeutung in jeglicher Form zu machen. Die Wahrheit war, dass die Seele dem Bereich Gottes und seiner unumschränkter Liebe angehörte und nur in ihrer Verwirklichung letzte Erfüllung finden konnte. Um sich selbst wirklich zu verstehen, musste

der Mensch die Hindernisse erkennen, die sein Herz umgaben. Denn die Hindernisse hielten ihn von der Erkenntnis der Wahrheit ab. Wenn die Hindernisse fielen, konnte er seine schicksalhafte Beziehung zu allem Leben wirklich verstehen. Das ganze Universum wurde dann seine Heimat – sein Heiligtum.

Es war gegen halb elf Uhr. In einer inneren Erfüllung, wie ich sie schon lange nicht mehr erlebte, machte ich mich zum Schlafen bereit. Glas und Flasche brachte ich noch in die Küche. Unter die Dusche zu gehen, hatte ich keine Lust mehr. Stattdessen kniete ich mich in der Garderobe vor das verpackte Angesicht und betete ein Dankgebet für alles Empfangene dieser Tage. Ich betete für meine Freunde in der Suso-Gasse um Gottes Beistand und Segen. Für Oliver kam mir ein Gebetswunsch, den ich seit diesem Abend öfter in meinen Fürbitten einbrachte: „Herr, lass ihn das Licht seiner Seele immer tiefer erfassen.“

\*\*\*\*\*

Wie am Sonntag nach meiner Ankunft besuchte ich auch an diesem Feiertag den Gottesdienst. Froh gestimmt betrat ich das Münster und wurde mit meiner Lieblingsstelle 8,22-31, aus dem Buch der Sprichwörter beschenkt: „Der Herr hat mich geschaffen im Anfang seiner Wege, vor seinen Werken in der Urzeit; in frühester Zeit wurde ich gebildet, am Anfang, beim Ursprung der Erde. Als die Urmeere noch nicht waren, wurde ich geboren, als es die Quellen noch nicht gab, die wasserreichen. Ehe die Berge eingesenkt wurden, vor den Hügeln wurde ich geboren. Noch hatte er die Erde nicht gemacht und die Fluren und

alle Schollen des Festlands. Als er den Himmel baute, war ich dabei, als er den Erdkreis abmaß über den Wassern, als er droben die Wolken befestigte und Quellen strömen ließ aus dem Urmeer, als er dem Meer seine Satzung gab und die Wasser nicht seinen Befehl übertreten durften, als er die Fundamente der Erde abmaß, da war ich als geliebtes Kind bei ihm. Ich war seine Freude Tag für Tag und spielte vor ihm allezeit. Ich spielte auf seinem Erdenrund und meine Freude war es, bei den Menschen zu sein.“

Der Pfarrer legte die Stelle gut aus. Er brachte die Aussage des Buches der Sprichwörter, die von der personalisierten Weisheit spricht, in Vergleich mit dem aktuellen Evangelium nach Johannes Kapitel 16, 12-15: „Noch vieles habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener kommt, der *Geist der Wahrheit*, wird er euch in die ganze Wahrheit führen. Denn er wird nicht aus sich selbst heraus reden, sondern er wird sagen, was er hört, und euch verkünden, was kommen wird. Er wird mich verherrlichen; denn er wird von dem, was mein ist, nehmen und es euch verkünden. Alles, was der Vater hat, ist mein; darum habe ich gesagt: Er nimmt von dem, was mein ist, und wird es euch verkünden.“ Jesus sprach diese Worte kurz vor seiner Ermordung. Es waren Abschiedsworte an seine Freunde, in denen er ihnen den Geist der Wahrheit versicherte. Eine Erleuchtungsmacht, die Menschen das Wesen Gottes und den wahren Sinn der Schöpfung vermittelte und sie auf ihrem Weg der Einheit mit Gott leitete und stärkte.

Als der Gottesdienst zu Ende war, ging ich zum gleichen

italienischen Gasthaus wie am vorherigen Sonntag. Dann folgte eine Mittagsruhe. Anschließend machte ich einen Spaziergang durch den Stadtpark und besuchte danach meine Gastgeber. Mit einem Blumenstrauß bedankte ich mich für ihre Freigiebigkeit. Danach packte ich den verbliebenen Rest meiner Reisehabseligkeiten und verrichtete wie gewohnt mein Abendgebet und die Meditation. Gegen halb acht Uhr suchte ich erneut Johanna S. und ihren Mann zu besagtem Abendessen auf. Es gab Quiche mit Salat. Das warme Lauchgebäck schmeckte hervorragend.

\*\*\*\*\*

Der Abschied aus der Suso-Gasse war gekommen. Ich entschied mich, in meiner Gastwohnung zu frühstücken und danach im Suso-Haus adé zu sagen. Mein Zug fuhr gegen 9.00 Uhr. Nachdem ich mein Domizil verlassen hatte, klingelte ich bei Johanna S. und verabschiedete mich. Als Wegzehrung drückte sie mir zwei in Alufolie gepackte Quiche-Stücke in die Hand, die vom Vorabend übrig geblieben war.

Wie ich durch die halbrunde Hauptpforte zum Vorraum des Suso-Hauses ging, sah ich rechts in der Küche Michael stehen. Er trocknete Geschirr ab, Oliver saß mit Birgit am kleinen Küchentisch. Die Szene war ähnlich jener meiner ersten Begegnung mit ihnen. Eine gute Woche war es her, als ich Oliver vorletzten Samstag hier kennengelernt hatte, als ich ihm in guter Absicht den trügerischen Weg des Sich-Verlierens in einen der tausenden von möglichen Daseinsnestern wünschte. Der Kreis schloss sich.

Immer noch mit der Quiche in der Hand setzte ich meine Tasche ab, ohne dabei ein Abschiedsszenario auszulösen. Michael, immer noch mit dem Geschirrhandtuch beschäftigt, sagte gelassen Richtung Hausflur: „Oliver hat dein Buch gelesen“, und der Benannte schloss an: „Es hat mir gefallen.“ Ich nahm das Gesagte zur Kenntnis, ohne etwas zu erwidern, obwohl mir bei Oliver eine leichte erwartungsvolle Spannung auffiel. Ohne seine haushälterische Tätigkeit zu unterbrechen, während Birgit und Oliver weiterhin stumm am Tisch vor ihren Tassen saßen, richtete Michael erneut das Wort an mich: „Was meinst du? Wenn es mit deiner Klausur losgeht, könnte Oliver dich doch besuchen und dir bei den Arbeiten helfen?“ „Ich würde mich sehr darüber freuen, aber natürlich kannst du mich auch schon vorher mal in Berlin besuchen, wenn du willst“, sagte ich an Oliver gerichtet.

Da ich das sprach, wusste ich, dass ich alles unterlassen würde, was ihn zu stark an mich binden oder aufgrund der geistigen Freundschaft, die zwischen uns entstanden war, einengen könnte. Er befand sich auf einem Pfad der Freiheit, die ein verborgenes Ziel in sich trug. Es war unabdingbar, dass er weiter auf der Suche blieb und den Auftrag seiner Bestimmung in größtmöglicher Unabhängigkeit herausfand.

Als ich meine Tasche vom Boden aufnahm und um die Schulter hängte, kam Bewegung in die Gruppe. Michael eilte, des Handtuchs entledigt, zur Küche heraus und sagte: „Ich begleite dich zum Zug, Jürgen.“ Plötzlich stand wie teleportiert auch Oliver im Flur und beteuerte: „Ich

komme dich ganz sicher besuchen, Jürgen.“ „Nein, Oliver“, erwiderte ich, „alle, die sagen, dass sie ganz sicher kommen, kommen ganz sicher nicht. Darum: Wenn du da bist, bist du da.“ Von meiner Antwort überrascht, erwiderte er wie zur Bestätigung: „Wenn ich da bin, bin ich da.“ Nachdem wir uns umarmt hatten, fragte ich ihn, wann er denn nun aufbrechen wolle. In Erinnerung seiner geplanten Wandertour war mir bei ihm nichts aufgefallen, was nach Abmarsch aussah. „Heute Mittag geht’s los“, antwortete er entschlossen. Ich drückte ihm die Quiche in die Hand und sagte: „Nimm du sie – ein Geschenk für unterwegs.“ Dann verabschiedete ich mich von Birgit und verließ mit Michael das Haus, Richtung Bahnhof.



## ZWISCHENZEITLICH



Montag, dem 3. Juni war Oliver kurz nach 13.00 Uhr zu seiner Tour aufgebrochen. Nach Abschluss einer vierwöchigen Wanderung um den See tauchte er am 3. Juli noch einmal im Suso-Haus auf. Er blieb zwei Tage. Dann verschwand er in der Absicht, in wiederum vier Wochen zurückzukehren und eine Landwirtschaftslehre zu beginnen. Tatsächlich hatte er den Bodensee, Überlingen und das Suso-Haus, Michael und Birgit nie wiedergesehen. Die Lehrstelle, die Birgit für Oliver organisiert hatte, wurde noch eine Weile freigehalten, schließlich anderweitig vergeben.

Ende August fuhr ich von einem Eremitentreffen im Kloster Marienstatt für zwei Wochen an den Bodensee. Erneut war ich zu Besuch in der Suso-Gasse. Gute Tage folgten, in deren Verlauf Birgit und Michael in Worndorf, einem Ort nördlich von Überlingen, ein altes Pfarrhaus kauften. Mit inspiriert durch die Erinnerung an die ersten Gäste des improvisierten ‚Tagesklosters‘ im Mai sollte das Haus zunächst diesen Namen tragen.

Das Vorhaben entsprang Michaels und Birgits Intention, weitere spirituelle Begegnungs- und Erfahrungsorte bereitzustellen und zu moderieren, wie sie es schon im Suso-Haus erfolgreich verwirklicht hatten. Menschen sollten sich unabhängig von religiöser oder konfessioneller Herkunft über wesentliche Sinn-Fragen des Lebens austauschen können. Dabei sollten der Rückgriff auf die Traditionen der Mystik sowie Früchte bisheriger religionsphilosophischer Wege Anregung und Orientierungshilfe geben. Ein halbes Jahr nach Erwerb des Hauses, gaben

sie ihm schließlich den endgültigen Namen, *Lebenskloster*.

Nach Abschluss meiner Überlinger Tage brach ich mit Michael zusammen nach Berlin auf. Von dort fuhren wir zwei Tage später nach Lindow. Gemeinsam verbrachten wir eine knappe Woche auf dem Klausengelände und fingen mit ersten Aufräumarbeiten an. Dann war der Sommer vorüber. Es folgte der Herbst, in dem die Tage wie welkes Laub vom müden Baum der Zeit fielen – rasch näherte das Jahr sich seinem Ende zu.

Im Dezember, keiner hatte mehr damit gerechnet, schrieb Oliver eine E-Mail an Michael. Ich erfuhr tags darauf davon, als ich in einem unserer Telefonate fragte: „Hat Oliver sich eigentlich mal bei dir gemeldet?“ – Ja, er hatte. Ich bat Michael, mir die E-Mail zuzusenden. Sie war vom Mittwoch, 11. Dezember 2013, 20.00 Uhr und lautete: »Hallo lieber Michael, ja, wo beginne ich? Ein schlichtes – wie geht's? – macht es wohl nicht, ich glaube, da sind wir uns einig. Viel ist passiert, viel hat sich gewandelt, wobei ich immer noch mit bestem Gewissen sagen kann, dass ich, ich bin. Genau erklären, weshalb von mir nichts mehr kam, kann ich nicht, dass ‚faule Mächte‘, die in mir wesen, mich abhielten, mag einer der Gründe sein. Keine Sorge, es ist nicht die Rede von üblen Gestalten, mit denen ich ringe, eher im übertragenen Sinne, was den Konflikt aber nicht schmälert. Eines ist mir wichtig, verständlich zu machen, die Zeit bei euch hat damit nichts im Geringsten zu tun, außerdem hatte ich immer das sichere Gefühl, dass du das auch nicht annehmen würdest, vielmehr ein:

Der Junge braucht eben seine Zeit. Für deine Güte, mich so selbstverständlich aufgenommen zu haben, muss ich ehrlich sagen, dass mir noch ein Stück fehlt, dies einzuordnen, zu realisieren. Ernsthaft. Für das Heimische in der Ferne danke ich dir und Birgit. Das mit dem bäuerlichen Dasein hatte sich bei mir rasch wieder gelegt, ich spürte nach einiger Zeit für mich ein Gegenwirken und ließ die Unternehmung bleiben. Denn ich wurde ‚berufen‘, folge sozusagen einem Ruf von innen heraus. Ganz unvorhergesehen packte mich die klare Gewissheit, die Tätigkeit als Notfallsanitäter ausführen zu wollen. Befinde mich gerade in der Phase, wo es konkret zur Sache geht. Das sollte es erst einmal gewesen sein von mir. Bin gespannt, von dir zu hören bzw. zu lesen. Mit herzlichem Gruß, Oliver«.

Am selben Tag, ungefähr eine Dreiviertelstunde später, antwortete Michael: Lieber Oliver, das, was Du schreibst, liegt voll-und-ganz auf der Linie meines Verstehens und ich freue mich sehr darüber! Bei uns hat sich eine Menge getan, – Birgit und ich haben ein großes Haus (ca. 30 km entfernt von Überlingen) gekauft und werden in den nächsten Jahren es als Tageskloster einrichten. Für dich als quasi ersten Tagesklosterbesucher dürfte dies von besonderem Interesse sein. Was deine Ausbildung zum Rettungssanitäter angeht, wird dies eine große Herausforderung an den Umgang-mit-Dir-selbst sein –, aber ich denke, dass Du so auf dem Weg DER GROSSEN LIEBE kräftig weitergehst. – wir bleiben in Kontakt, auf dann und wann – gleichwie – dein Michael.

Beruf im buchstäblichen Sinne, ein Ruf von innen heraus. Wie ist das gemeint? Ohne jedweder Absicht, aus heiterem Himmel erreicht mich dieser Einfall, der mich begleitete, fröhlich stimmte; aber wie so oft packte ich die Gelegenheit nicht am Schopfe, setzte eine Runde aus, bis ich – wieder entfacht – nun diesem Ruf Folge leiste.

Deshalb (gibt es auch keinen expliziten Grund), weshalb nun ausgerechnet dieser Beruf; der eigentliche Grund bleibt mir verborgen, ausschließlich diese diffuse Gewissheit ist es, die mich erfasst und vorantreibt.

Ich sehe mich darin, in dieser Tätigkeit, ganz ohne Allüren/Gehabe, sondern bestmöglich konzentriert und gewissenhaft, das Gegenteil von halbherzig, sprich, mit Herz dabei. (Handle eindeutig respektvoll zuversichtlich)

Es ist nicht so, dass ich denke, ich wäre bereits voll ausgereift, bräuchte mir nur die Tracht über schmeißen, um es losgehen zu lassen.

Kompetenzen entwickeln, neues dazu lernen und schließlich die Herausforderung, das Niveau, die Frische und Achtsamkeit immer wieder aufs Neue unter Beweis zu stellen, für die Patienten und für unter Not geratene Menschen (und) für mich ganz persönlich.

Ein Beruf, der mich am Leben erhält, nicht dass ich ohne ihn sterben würde, vielmehr erhält er einen lebenswerten Zustand. Frische, Dynamik, Ernsthaftigkeit, verlangt er zu gegebenem Zeitpunkt. Ziele, die ich außerhalb der Berufswelt anstrebe, zu kultivieren.

Oliver Maria Blaschke

Tagebuchaufzeichnung vom 9. Dezember 2013 –  
Auszug

Im Kontext dieser E-Mail von Oliver zu hören, machte mich froh. Sein Plan, den er als innere Berufung zu erfahren glaubte, schien stimmig. Mit seinen menschlichen Qualitäten einen ‚rettenden Dienst‘ anzutreten, gefiel mir. Aus seiner Nachricht an Michael war für mich auch erkennbar, dass er in einer Orientierungsphase war, in die ich nicht einbrechen wollte. So entschied ich mich abzuwarten, ob er von sich aus seine Schritte in Richtung Eremitage lenken würde, eingedenk meiner Worte: „Wenn du da bist, bist du da.“

Anfang 2014 bekam ich den Termin zur Ablegung meiner eremitischen Gelübde: Bereits am 29. Januar sollte ich während eines Gottesdienstes das Gelöbnis sprechen. Damit war der Weg geebnet, diese geistliche Lebensform innerhalb der Kirche zu verwirklichen. Ganz mit den Vorbereitungen auf dieses Ereignis beschäftigt, erreichte mich am 16. Januar, zum frühen Nachmittag unter dem Betreff *Die Quiche war sehr wohlschmeckend!* folgende Nachricht: »Hallo Jürgen, ich bin es, Oliver. Ganz aus heiterem Himmel, auch wenn es heut draußen betrübt und grau ist. Ich würde mich gern bei Dir blicken lassen und vielleicht, wenn es nach Deinem Sinn steht, Dich kurzweilig bei der Unternehmung "Ganzmachung Eremitage" unterstützen. In freudiger Erwartung, Oliver«. Fünf Wochen, nachdem Oliver den Kontakt zu Michael aufgenommen hatte meldete er sich bei mir. Am nächsten Tag

antwortete ich ihm: »Lieber Oliver, ich freue mich, dass es dir gut geht, – Michael hat mir neulich einiges über deinen weiteren Weg erzählt. In Berlin (aber natürlich dann auch in Lindow) bist Du immer herzlich willkommen. Im Mai hoffe ich, in die Eremitage umziehen zu können. Möge das Licht deiner Seele dich weiterhin leiten, Gruß, Jürgen«. Bis zur Mitte des Jahres sollte es bei diesem kurzen Austausch bleiben.

Wir leben alle nur jeweils die Interpretation von dem  
was wir für das Leben halten.  
Tatsächlich handelt es sich nur um einen  
winzigen Ausschnitt (der Möglichkeiten)  
aus dem Spektrum.  
Lese zurzeit wieder *Schuld und Sühne* bzw.  
habe mich dem Werk wieder angenommen,  
denn mit dem Lesen einzig und allein,  
ist es nicht getan; so jedenfalls bei mir.  
Ich will das Buch umfassen, es begreifen,  
Stück für Stück,  
ohne mich aber im eifrigen Getue zu verlieren  
und gar den Überblick,  
die Essenz des Werkes, zu zerstreuen.  
Die Schilderungen, seine Schilderungen,  
überhaupt die Sprache und die Darstellungen,  
die aus ihr hervorgehen.  
Es erhebt aus dem alltäglichen Sumpf.

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung vom 14. Januar 2014  
– Auszug

Am 4. April 2014 sandte ich einen Gruß an Freunde und Bekannte. Im Anhang dieser E-Mail, die auch an Oliver ging, befand sich die PDF eines Zeitungsartikels über die Gründung der Eremitage. Ich schrieb: »Liebe Freunde, im Anhang findet ihr eine aktuelle Information zum Stand der Dinge in meiner zukünftigen Eremitage«. Etwa zwei Monate darauf, am 1. Juni, bekam ich von Oliver eine Rückmeldung: »Hallo Jürgen, ein interessanter Artikel. Freundschaftlicher Gruß, Oliver«. Am 4. Juni antwortete ich ihm: »Lieber Oliver, ja, der Artikel ist gelungen. Ab 1. Juli werde ich dauerhaft in der Klausen leben. Du bist herzlich zu einem Besuch eingeladen. Ich hoffe, es geht Dir so weit gut«.

Die Renovierungsarbeiten in der Eremitage näherten sich inzwischen ihrem Abschluss. In der Berliner Pfarrei, in der ich bisher lebte, wurde mein Abschied vorbereitet. Am 3. Juli sollten in Lindow die Festlichkeiten zur Segnung der Klausen stattfinden. Mitten in diesen Gründungstagen erreichte mich am 23. Juli folgende Nachricht von Oliver: »Hallo Jürgen, meine Antwort folgt verzögert, ich hoffe, dich damit nicht allzu sehr abzuschrecken. Mir geht es recht gut, ich habe vor kurzem ein Praktikum im Kindergarten absolviert, das sich im Dorf meiner Großmutter abspielte. Es hat mir sehr gefallen. Nun habe ich erst einmal etwas Freiraum und dachte mir, Dich demnächst zu besuchen und evtl. mit helfender Hand bei der Restauration mitzuwirken; falls denn meine Mithilfe überhaupt gewünscht ist. Aber ich kann mir nur schlecht vorstellen, dass Du nein sagst. So viel von meiner Seite, lass Dich von guten Tagen tragen, Oliver«.

Durch den Hinweis auf sein aktuelles Praktikum erfuhr ich, dass es ihm nicht möglich gewesen war, seinen Ruf zum Sanitäter-Dienst umzusetzen. Am 24. Juli antwortete ich: »Lieber Oliver, danke für deine Grüße – ich freue mich, dass du deinen Weg findest. Du bist herzlich in der Klausur willkommen, und Arbeit gibt es tatsächlich hier ohne Ende. Es wird aber gut sein, einen Termin zu vereinbaren, damit Du sicher gehen kannst, dass ich auch da bin, wenn Du kommst. Bis dann, Jürgen«. Montag, den 29. Juli, schrieb Oliver an mich zurück: »Was hältst Du vom kommenden Donnerstag, den 31. Juli? Wenn ich über das Wochenende bleiben dürfte, würde es mich freuen, vorausgesetzt Du bist vor Ort«.

Da ich ab dem 28. Juli massive Probleme hatte, ins Internet zu kommen und meine E-Mails weder lesen noch beantworten konnte, wurde nichts aus dem von Oliver vorgeschlagenen Termin. Vier Tage später war ich wieder online und schrieb: »Lieber Oliver, leider konnte ich deine Email erst jetzt lesen. Du kannst gerne für ein paar Tage bleiben. Ab 7. August ginge es. Hier meine Handy-Nummer ... über die ich am sichersten zu erreichen bin«. Nach einem Monat des Schweigens meldete sich Oliver per SMS auf meinem Handy. Kurzfristig vereinbarten wir seinen Besuch für die Zeit vom 24. bis 27. September 2014.

Jetzt, da die Muße gefragt wäre, fällt es mir schwer jene abzurufen, vielleicht ist das auch völlig verkehrt.

Es gilt Kraft und Schau auf den Moment zu richten, auf sich beruhen, von dort aus schreiten. Auch hier, beim

Schreiben gilt wachsam sich selbst gegenüber, sonst  
geht's drunter und drüber  
–wachsam im Moment verweilen –  
Ich würde gerne mitteilen wie mein Tag sich gestaltet,  
welche Geschicke mich leiten, auf was ich achte und mit  
was ich zu kämpfen habe, ich meine das sei wichtig. Doch  
die Feinheiten (des) Geschehenen sind so mannigfaltig  
und leider schnell vergessen oder schwierig in ihrer  
durchlebten Lebendigkeit getreu wiederzugeben. Aber es  
ist das scheinbar Profane,  
das Kleine, was eine große Bedeutung trägt,  
denn es sind Zeichen,  
die von einem allgemeingültigen Prinzip ausgehen.  
Welche Prinzipien leiten und begleiten Dich?  
Welche mich?

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung vom 23. Juli 2014 – Auszug



## NACHTGEWAHREN



Am Vormittag des 24. September begann ich für Oliver die Gasthütte vorzubereiten. Am frühen Nachmittag wollte er eintreffen. Das Blockhaus verfügt über Warmwasser, Toilette, eine Teeküche – und reichlich Bücher. Er würde einen Schlüssel für seine Unterkunft und die Grundstückstüre bekommen, hätte seinen eigenen Bereich mit größtmöglicher Freiheit. Als ich mit meinen Vorbereitungen fertig war, setzte ich mich in den Garten und stimmte mich auf die Begegnung mit Oliver ein.

Über ein Jahr war seit den sorglosen Tagen im Mai 2013 vergangen. Tage, die mir wegen ihrer geistigen Dichte lebendig geblieben sind. Ich bedachte unseren zurückliegenden E-Mail-Verkehr: Was war aus den spärlichen Nachrichten zu entnehmen? Der erste Eindruck, dass er sich nach Abbruch seines Studiums tapfer bemühte, eine Aufgabe zu finden, wich einer ernüchternden Erkenntnis. Ich musste mir eingestehen, dass mein Gedanke vom beschwerlichen Weg der Unangepassten für Oliver zur brutalen Realität anwuchs. Irgendjemand schrieb in diesem Zusammenhang: „Der das große Glück erfuhr, flüchtet vor den gemeinen Freuden. – Die Freiheit des Befreiten fürchtet die organisierte Freiheit. – Der nichts mehr will, verweigert sich dem Wollen der anderen.“

Bewahrheitete sich, dass wir Menschen in unterschiedlichen ‚Mehrfach‘-Welten lebten, mit unterschiedlichen Freiheitsbegriffen? Scheinbar, ja – aber auf einer harten, lebensgesetzlichen Ebene auch wieder nicht. Unausweichlich stand für Oliver neben der notwendigen Berufswahl die Verwirklichung seiner spezifischen geistigen Entwick-

lung an. Nur in einem guten Miteinander beider Aspekte konnte sich nach und nach offenbaren, was in Oliver an tätig-äußerer und geistig-innerer Bestimmung zum Zeugnis kommen wollte.

Reflexhaft suchte er dieser Schere durch Zuflucht bei seinem Freiheitsimpuls zu entkommen: Bedrängt von der Angst, sich in erstarrte Muster hinein zu verbiegen, statt Erfüllung in der eigenen Form zu finden. Die durch Verweigerungshaltung angewandte Flucht in die Innenwelt steigerte jedoch den Konflikt mit den sogenannten Außenwelten – vertiefte die Konfrontation mit den gesellschaftlichen Realitäten: die ihm ihrerseits kein weiteres Entweichen in eine Haltung des geringsten Widerstandes mehr zugestand. Die Suche nach seinem Ziel des Lebens, das den Bestand der ihm wesensgemäßen Freiheit erhielt, wuchs zur Schicksalsfrage aus.

Der Strahl des geheimnisvollen Lichtes traf in Oliver auf ein lauterer Gefäß. Das von mir wahrgenommene Potenzial seiner geistigen Präsenz ließ auf einen starken Einbruch des transzendenten Überational bei ihm schließen. Das machte seinen Weg nicht einfacher, sondern forderte ihm einen umso größeren Behauptungskampf um Wahrung seiner inneren Welt ab. Spätestens nach Abschluss seines Praktikums im Kindergarten Ende Juli, dem keine Ausbildung folgte, obwohl es ihm nach eigenen Worten sehr gefallen hatte, muss ihm die Divergenz seiner Situation voll klar geworden sein. Vielleicht war das ein Grund, sich bei mir zu melden und die Klausur aufzusuchen. Er konnte davon ausgehen, hier Verständnis zu finden und

ich nahm mir vor, ihm Freund und Zuhörer zu sein.

Mit Sicherheit würde unsere Begegnung anders sein als jene vor einem Jahr. Ich setzte voraus, dass Oliver reifer geworden war, da er seine zu keinem Ziel führenden Studien- und Ausbildungsversuche einzuordnen und zu verkraften hatte. Und ich wusste, was seinen Weg betraf: Er wurde enger. Wer würde mir überhaupt begegnen? Am Ende ein verlöschendes Licht? Dem der innere Glanz seiner Seele abhandenkam und dessen geistige Kraft sich verflüchtigt hatte, durch die unentwegt auf jeden Menschen einwirkenden Ablenkungen und Zerstreuungen?

In der Stadtpfarrkirche begannen die Glocken zu läuten: Es war 12.00 Uhr. Ich stand auf und begab mich in die Josephskirche. Dort betete ich die Mittagshore. Anschließend aß ich, was vom gestrigen Tag übrig geblieben war. Danach kochte ich Kaffee und setzte mich mit einem Buch in den Garten. Seit einigen Wochen war ich gut in meinen Studien zu Bernhard von Clairvaux vorangekommen. Aktuell las ich das Werk des Mehrerauer Paters Paul Sinz: *Das Leben des heiligen Bernhard von Clairvaux*. Paul Sinz fungierte dabei als Übersetzer und Herausgeber der wichtigsten zeitgenössischen Quellen über den Heiligen. Gerade befand ich mich auf einer Seite, wo er über eine Reise Bernhards durch Deutschland berichtete. Sinz schrieb, dass Bernhard in Frankfurt, in der Diözese Mainz, angekommen sei und im Glanz unzähliger Wunder gestrahlt habe. Was in der ganzen Gegend krank war, hätte man zu ihm geschafft. Schließlich sei der Zustrom so gewaltig gewesen, dass der mit Anwesende deutsche König

Konrad, wegen der herum drängenden Menschen, seinen Mantel wegwarf und den Heiligen auf den eigenen Armen aus der Basilika trug. Ich meditierte die Szene bei geschlossenen Augen und musste lächeln. Mittelalterliche Mär!? Oder war es doch kein Märchen? War es reales Zeugnis einer Begeisterungsfähigkeit über die Gegenwart Gottes im Menschen – ganz unmittelbar und lebensnah?

Schließlich wandte ich mich der Entrümpelung eines Schuppens zu. Der Sperrmüll war für Mitte nächster Woche angekündigt. Mit der Aktion beschäftigte ich mich schon seit einigen Tagen. Nun war noch ein kleiner Rest rauszuschaffen. Damit fertig, holte ich mir einen Laubrechen. Als ich damit auf der Wiese neben der Kirche ankam, sah ich Oliver. Er kam durch das untere Tor den ansteigenden Weg zur Eremitage hinauf. Auf mein Gartengerät abgestützt blickte ich ihm entgegen, doch er bemerkte mich nicht. „Wie hätte er auch? Ein selbstversunkener Wanderer, dem die Welt um ihn herum nicht mehr als eine flüchtige Imagination zu sein schien.“ Es war wie 2013 in Überlingen, als ich ihn auf der Wiestorstraße vorbeigehen sah. Seinen Takt hatte er nicht verloren, soviel war schon mal sicher. Oben bei der Eiche angelangt sah er mich endlich. Ohne Hast ging ich ihm entgegen und hatte den Eindruck, dass das, was er Michael vor über einem halben Jahr in seiner E-Mail schrieb, der Wirklichkeit entsprach: „Dass ich, ich bin.“ Äußerlich sah er ziemlich unverändert aus – bis auf eine Zunahme des Leidensausdrucks in seinem Gesicht. Er trug eine normale Jeans, einen violetten Pullover, fabrikneue blaue Turnschuhe und eine regenfeste farblich undefinierbare

Herbstjacke. Als Gepäck hatte er einen kleinen dunklen Textilrucksack dabei, der locker über der rechten Schulter hing.

Als er vor mir stand, spürte ich, dass die geistige Atmosphäre, die von ihm ausging, nicht gemindert war. Ganz wie im vergangenen Jahr nahm ich diese uneingeschränkte Gegenwärtigkeit wahr. Statt einer emotionalen Begrüßung folgte die kurze stille Wahrnehmung: Wenn du da bist, bist du da. „Und jetzt also bist du da“, dachte ich. Ein freundliches „Hallo, Oliver“, das er erwiderte, genügte uns. „Ich zeige dir, wo du die Tage wohnen kannst“, sagte ich zu ihm. Schweigend machten wir uns auf den Weg zur Gästehütte. Nach einigen Metern blieb Oliver plötzlich stehen und schloss die Augen. Jetzt, da ich schweigend neben ihm stand und die Strahlen der milden Nachmittagssonne auf sein Gesicht fielen, wurde mir erst das volle Maß seiner Erschöpfung bewusst. Mit den Worten: „Es ist so ein Schmerz“, unterbrach er sein abruptes Verhalten. Ohne seine Aussage zu kommentieren, fragte ich nach einer Weile: „Mit deiner Ausbildung zum Sanitäter wurde nichts?“ Nach einer längeren Pause sagte er: „Die Sache war zu schwierig“, und ergänzte, ohne auf weitere Einzelheiten meiner Frage einzugehen: „... von Praktika habe ich erst mal genug.“ Obwohl ich ahnte, dass daraus ebenfalls nichts geworden war, erwiderte ich: „Nach deinem Praktikum im Kindergarten, das dir gut gefallen hat, wirst du jetzt wohl schon mit der Ausbildung dort begonnen haben.“ „Nein, das hat nicht geklappt“, antwortete er ruhig, und dass er irgendwann weiterschauen wolle. Möglicherweise stehe noch ein Praktikum im Altenheim an.

Mit den Worten: „16.00 Uhr trinken wir Tee, wenn du willst. Dann können wir in Ruhe über alles reden“, drückte ich ihm den Hüttenschlüssel in die Hand und ging zur Eremitage.

In der Klausen angekommen öffnete ich den linken oberen Küchenschrank, holte die Keksdose heraus und atmete auf. Sie war fast voll, ich hatte also nicht vergessen, sie nachzufüllen. Ich stellte sie auf das Tablett, das vor mir auf dem runden Küchentisch lag. Bei dem herrlichen Wetter war es zwingend, den Tee draußen zu genießen. Mein Blick ging zur Küchenuhr, die auf dem Ablüfter über dem Herd stand. Es war jetzt zehn vor vier – langsam Zeit, Tee zu kochen und das Geschirr vorzubereiten.

Die Haustür stand weit auf. Milde, warme Luft wehte herein. Sie roch nach See und Wald. Der Wutzsee ist nur einen Steinwurf entfernt, der Wald ebenfalls. Ich lehnte mich an den Küchenbord, verschränkte die Arme und erwog das Kommende. Ein zurückhaltendes und gleichzeitig gut vernehmbares Klopfgeräusch holte mich aus meiner Besinnung. „Komm rein, Oliver“, sagte ich, immer noch am Küchenbord lehrend. Mit einem kleinen Leinbeutel in der Hand betrat mein Gast die Küche. Er legte ihn auf den Küchentisch und holte dann eine Tüte mit gesüßten Kürbiskernen daraus hervor. Mit der Bemerkung, dies sei in seiner Heimat eine Spezialität, überreichte er sie mir. Ich nahm das Geschenk dankend an – gerührt über seine Schlichtheit. Doch Oliver hatte noch etwas für mich dabei: ein auffälliges Rezeptheft. Vorder- und Rückseite bestanden aus dem Foto deines grell-oran-

genen Kürbisses, dessen Umrisse exakt ausgeschnitten waren. Das Rezeptheft war also rund. Es erinnerte an einen Ball, war etwa handflächengroß und enthielt auf 12 Seiten Rezepte für Kürbisgerichte.

Zunächst konnte ich das Präsent nicht einordnen. Oliver war zu scharfsinnig um anzunehmen, ich würde mir von sonst woher Kürbisse besorgen, um mich dann in der Klausur als Spezialitätenkoch zu probieren. Im Übrigen, meinte ich, ist Beelitz für Spargel und nicht für Kürbisse bekannt. Ich hielt das orange Ding nachdenklich in den Händen, während mein Gast in Erwartung einer geistreichen Antwort zu mir rüberschaute. Doch ich erkannte die so offensichtliche Anspielung nicht. Dankend legte ich das Rezeptheft auf den Tisch, zu dem anderen Geschenk. Später landete es in einer Küchenschublade für Allfälliges, wo es über ein Jahr verblieb. Irgendwann verstand ich plötzlich: Das Bild des runden orangen Kürbisses war ein klarer Hinweis auf jenes Buch, das ich Oliver 2013 schenkte. Der Einband, von *Das Vermächtnis des Fischers* war genau in demselben Orange. Die Farbe des Buches war ein Verweis auf zwei wichtige Stellen darin. Beide standen im Kontext der Vergänglichkeit des Lebens und des nahen Todes. Einmal ging es um die runde, orange Frucht einer Eberesche, das andere Mal um einen orange-farbenen Ball, der einem spielenden Mädchen entglitt. Der Kürbis schloss sich dieser Symbolik der Sterblichkeit an. Seit Alters steht er als einjährige Pflanze für schnelles Wachstum und ebenso schnelles Vergehen, bezeichnet in christlicher Tradition die Kürze des dahineilenden Lebens. In diesem Sinne hatte Albrecht Dürer ihn auf einem seiner

Bilder neben dem Heiligen Hieronymus abgebildet.

Das Wasser begann zu kochen. Ich gab Tee in ein Sieb und fragte Oliver nach seiner Fahrt. Aus seiner Antwort konnte ich entnehmen, dass es kompliziert war, von Beelitz nach Lindow zu gelangen. Er war mit dem Zug gekommen. Während der Tee zog, sagte ich zu ihm: „Ich zeige dir das Besucherzimmer, wo wir die nächsten Tage essen werden.“ Durch einen winzigen Hausflur, der Küche und Speiseraum verbindet, waren es nur drei Schritte dorthin. Als wir in dem Raum ankamen, fiel Olivers Blick sofort auf das *Heilige Angesicht*, das gerahmt rechts neben der Tür hing. „Ah, da ist es ja!“, entfuhr es ihm – freudig überrascht, einen alten Bekannten wiederzusehen. Offensichtlich erinnerte es ihn an die unbeschwerten Tage in Überlingen. Dieser positive Impuls eröffnete die erhellende Zeit, die folgen sollte.

Mit Geschirr, Tee und Keksen ging es in den Garten. Wir stellten den Tisch auf einen der letzten, von der Nachmittagssonne beschienenen Flecken. Ein lockeres Gespräch schloss sich an. Zunächst erzählte ich Oliver von der zurückliegenden Einweihung der Klause. Er berichtete seinerseits ein wenig über seine zurückliegende Zeit. Es sei zwar mit den Praktika nicht so gut gelaufen, es gehe ihm aber ansonsten recht gut. Wie es beruflich für ihn weitergehe, würde sich seiner Meinung nach schon finden.

Scherzend sagte ich zu ihm: „Ich hatte vermutet, du kommst mit einem Kind auf dem Arm den Weg hoch.“ „Du weißt doch, dass ich mich anders entschieden habe“,

antwortete er etwas düpiert. Ja, ich wusste es. Im letzten Mai hatten wir auch darüber kurz gesprochen, dass Oliver sich für eine sexuell-enthaltssame Lebensweise entschieden hatte.

In Asien wurden Erleuchtete oft auf einem Ochsen reitend dargestellt. Als erleuchtet oder weise galt jemand, der seine Triebkräfte beherrschen und dem höheren Prinzip seiner Seele unterordnen konnte: der also die Fähigkeit zu einem vollkommenen Verzicht in diesem Bereich, um eines höheren geistigen Gutes willen, erreicht hatte. Die gängige Linie des jahrtausendealten tibetischen Mönchtums bestand in der Praxis geschlechtlicher Enthaltssamkeit, die *brahmacariya* hieß: *Göttergleicher Wandel*. Oliver brachte diese Seite seines Strebens schon letztes Jahr mir gegenüber ins Wort. Nun war für mich deutlich, dass er damit Ernst machte. Ich sagte ihm, dass dies eine große Herausforderung darstellte und es ein Weg sei, der Mut, Geduld, Wachsamkeit und einen weisen Umgang in der Lebensführung forderte. Er käme einer stetig ansteigenden Serpentine mit vielen kleinen Erfolgen und Niederlagen gleich. In beharrlicher Geduld, bei der man sich an einer Vielzahl von Wegweisungen orientieren kann, verbuchten die Übenden langsame Fortschritte. Es entstünde ein aufbauendes Wechselspiel, das schon der griechische Gelehrte Aristoteles in seiner *Nikomachischen Ethik* so beschrieben hätte: „Man gewinnt Macht über sich, indem man sich sinnliche Genüsse versagt, und wenn man Macht über sich gewonnen hat, so ist man am ehesten befähigt, solche Enthaltssamkeit zu üben.“ Der hinduistische Gelehrte A.C. Bhaktivedanta Prabhupada, mit dessen

Werk ich mich letztes Jahr beschäftigte, sammelte seinerzeit eine Unzahl junger Menschen um sich. Weltweit schlossen sie sich zu tausenden seinem spirituellen Weg an. In seinen Gemeinschaften wurde neben Verzicht auf Drogen und Alkohol auch sexuelle Enthaltbarkeit erwartet.

„Und wie geht es dir damit?“, fragte ich Oliver. „Es geht“, antwortete er ruhig, und ergänzte: „Die Mönche leben seit Jahrtausenden so, haben darin Erfahrung.“ „Ja, aber es gab auch problematische Tendenzen“, erwiderte ich. „Was meinst du?“, wollte er wissen. „Es ist wichtig, dass man zu einem liebenden und bedeutungsvollen Verständnis der Sexualität gelangt und Extreme vermeidet. Ich denke, dass das wichtig ist, sowohl im partnerschaftlichen wie im enthaltsamen Leben. Sex kann eine ziemlich destruktive Macht entfalten, die den Menschen versklavt und am Ende zerstört. Eine lautere Liebe ist der Schlüssel, sowohl für das Gelingen des partnerschaftlichen als auch des enthaltsamen Lebens“, sagte ich.

Nach diesem Gedankenaustausch widmeten wir uns der Struktur der folgenden Tage: Frühstück sollte jeder allein, Mittag- und Abendessen wurden gemeinsam geplant. Olivers Wunsch, auf dem Grundstück mitzuarbeiten, war mir willkommen und lief auf das Reinigen der Hütten-dächer und ihrer Dachrinnen hinaus. „Wenn du magst, kannst du am Chorgebet teilnehmen oder einfach nur dabei sein“, schloss ich die Besprechung. Er war interessiert und erbat sich die Zeiten. Gewöhnlich bete ich das Mittagsgebet um 12.00 Uhr und das Abendgebet um

18.00 Uhr in der Kirche.

Nach dem Tee begutachteten wir gemeinsam das Grundstück. Ich erzählte Oliver, was schon alles geschehen war und was geplant, und wobei er mir helfen könne. Als wir die St. Joseph Kirche betraten, spürte ich, dass es ihm bewusst war, an einem besonderen Ort zu sein – er war mit Sicherheit nicht das erste Mal in einem sakralen Gebäude.

Dass ihm die strenge Sachlichkeit des vom Bauhaus-Stil geprägten Innenraumes gefiel, wunderte mich nicht. Es war eine Entsprechung zu seinem eigenen schlichten Wesen. „Gefällt mir gut, der Innenraum. Welche Bedeutung haben die Steine in der Wand?“, fragte er und meinte die je sechs quadratischen Steine, die entlang der linken und rechten Kirchenwand eingelassen waren. In jeden dieser Steine war ein runenartiges Kreuz gemeißelt. Ich erklärte ihm, dass diese Kreuzsteine zu den 12 Apostelleuchtern gehörten, die normalerweise über den Kreuzen hingen, aber im Falle dieser Kirche noch nicht vorhanden wären. „Am Jahrestag der Kirchweihe oder anderen besonderen Kirchenfesten werden sie angezündet“, beschloss ich meine Erklärung darüber.

Gegen Ende der Runde kamen wir wieder im Klausengarten an. Hier zeigte ich Oliver die Neupflanzungen seit meinem Einzug. Mein Liebling war eine junge kanadische Tanne, die wie ein satt abgestellter Hinkelstein ihren Platz behauptete. „Lässig“, entschlüpfte es meinem Gast, der von dieser markanten Babytanne beeindruckt war. „Ja“,

antwortete ich kurz und meinte, dass es ein Bild für den Menschen sei, den Platz, an den das Schicksal ihn gewiesen hat, einzunehmen und kraftvoll zu behaupten: gezogen vom Licht von oben, genährt von den tieferliegenden Beständen der Erde.

Wir trugen das Teegeschirr ins Haus und wuschen es ab. Inzwischen war es fast achtzehn Uhr. Da ich nicht mehr vorhatte, etwas zu essen, lud ich Oliver ein, sich aus der Klausenküche zu holen, was er an Lebensmitteln bräuchte. Am folgenden Tag wollte er am gemeinsamen Gebet teilnehmen. Der Abend versprach mild und sternklar zu werden, so schlug ich für später ein Lagerfeuer vor. Er freute sich. Dass er Fragen hatte und das Bedürfnis nach geistlichem Austausch mitbrachte, war deutlich. Ich machte mich auf eine lange Nacht gefasst.

Nach Abendgebet und Meditation holte ich eine Schubkarre Brennholz und brachte es zur Feuerstelle. Bevor ich es anzündete, betrachtete ich den Sternenhimmel. Wie eine diamantbesetzte Kuppel wölbte er sich über die Kirche und den sie umgebenden Park. „Diese geheimnisvolle Unendlichkeit ist unsere Heimat, und nicht nur der Boden, auf dem wir stehen“, dachte ich still in mich hinein. Vom Himmel ging mein Blick kurz zur Blockhütte, in der Oliver sich einquartiert hatte. Das Licht brannte hell und warm hinter den Vorhängen und stach heimelig vom Dunkel der Nacht ab. Es war ganz still – womöglich studierte er die Titel der Bücher, die ich dort für Gäste bereithielt, vielleicht ruhte er auch nur.

An der Feuerstelle reichte das Licht, das durch die geöffnete Klausentür drang, um alles herzurichten. Die Steinterrasse, auf der ich den Sommer hindurch das Lagerfeuer machte, lag nur wenige Schritte vom Haus entfernt. Nachdem das Holz brannte und knisterte, holte ich einen kleinen Gartentisch, zwei Holzklappstühle und zwei Decken herbei. Als ich nochmals in die Klausur ging und mit zwei Gläsern und einer Flasche Weißwein herauskam, sah ich Oliver sich dem Feuerplatz nähern. Ich stellte die Gläser auf den Tisch, goss sie jeweils halb voll und setzte mich. Inzwischen war auch Oliver am Tisch angelangt. Schweigend nahm er auf dem frei gebliebenen Stuhl, rechts von mir, Platz. Ohne etwas zu sagen, prosteten wir uns still zu und genossen den Wein. Eine ganze Weile blickten wir stumm ins Feuer.

Irgendwann ergriff Oliver das Wort: „Die Erinnerung an das geheimnisvolle Licht hat mich die ganze zurückliegende Zeit nicht verlassen. Da waren immer wieder Momente, wo ich großes inneres Glück gespürt habe, und so einen Frieden, den kann ich gar nicht beschreiben.“ „Ja“, sagte ich still. „Ich hab mich gefragt“, so Oliver weiter, „was das für mein Leben für eine Bedeutung hat. Irgendwas lässt mich da nicht mehr los.“ „Letztes Jahr, auf unserem Spaziergang, sagte ich, dass hinter diesem geistigen Licht, das Menschen immer wieder erfahren, ein noch größeres steht, sozusagen die ‚Sonne‘, deren Strahlen dich berühren“, rief ich Oliver ins Gedächtnis. „Ja, aber was sagst du dazu?“, kam die Aufforderung zurück. Ich musste schmunzeln, war es doch fast haargenau die gleich formulierte Frage wie vor einem Jahr. Im Vergleich zu damals spürte

ich jetzt aber eine noch größere Verpflichtung, Oliver in mein Herz schauen zu lassen, ihm in größtmöglicher Klarheit meine Auffassung von dieser mystischen Erfahrungsebene unseres Daseins zu geben.

Zurückblickend weiß ich, dass dieses nächtliche Gespräch am Lagerfeuer zentrale Mitte unserer gesamten Begegnungen war. In ihm gab ich Oliver alles, was ich geben konnte: bis zum persönlichen Bekenntnis meines Glaubens und dessen Begründung. Allzu leicht fiel mir der Einstieg zu einer Antwort nicht. Unbestreitbar hatte Oliver Klärungen aus der tiefsten Kammer seines Herzens empfangen, spürte ihnen nach, versuchte, sie einzuordnen und ihnen zu folgen. Dennoch hatte ich gehofft, er hätte in den vergangenen Monaten noch deutlicher in seinem Herzen zu lesen gelernt.

„Unsere Welt ist durchtränkt von Gottes Liebesglanz und er führt zu seinem Licht, wen er will“, begann ich meine Ausführung, und weiter, „im Herzen des Menschen wohnt ein heiliger Funke, der für dieses höhere Licht empfänglich ist, von ihm genährt wird. Wir Christen nennen diesen Funken zuweilen auch *Heiliges-Wort*. Es ist ein göttliches Geschenk, das jedem Menschen als seinem Geschöpf oder noch besser: als seinem Kind, zuteilwird. Wer moralisch gut lebt und sich um Weisheit bemüht, kann diese Gegenwart in seinem Herzen entdecken.“ „Ja, so ähnlich sagtest du es letztes Jahr, Jürgen“, erwiderte Oliver und fragte: „Was bedeutet das nun aber für dich?“ „Das bedeutet für mich“, entgegnete ich, „dass Gott immerfort Menschen einlädt, in das höhere und einzig wahre Gesetz

seiner Liebe einzutreten.“ „Welche Rolle spielt das Heilige-Wort dabei?“, wollte Oliver wissen. „Wie ein gesprochenes Menschenwort den verborgenen Geist enthüllt, der es hervorbrachte, so offenbart dieses Wort im Herzen des Menschen Gott. Wir können es als leise Stimme in unserem Inneren vernehmen, als Stimme unseres Gewissens oder eines guten Impulses unserer Seele. Genau genommen ist diese Stimme eine Art höherer Lehrer in uns, auf den wir unbedingt hören sollten – er sagt uns, zu unserem Wohl wo's lang geht“, führte ich die Sache weiter aus. „Diese Stimme höre ich“, antwortete Oliver, tiefenst und nachdenklich. „So solltest du auf sie hören“, ermutigte ich ihn und sagte: „Nach manchen Theologen ist dieses Wort das innerste Geheimnis der Seele, der wichtigste Punkt in unserem Inneren. Wer es hören will, muss es in seiner Seele durch Glauben suchen. Mit Erkenntnis und Weisheit gräbst du einen Brunnen, bis du den verborgenen Schatz in deinem Herzen gefunden hast. Dann hast du alles gefunden, denn dein Herz ist das Zentrum deiner Seele.“

Oliver nahm einen Schluck Wein, blickte versunken ins Feuer und sprach ein sehr nachdrückliches „ja“. Er und ich wussten, was er erkennen und empfangen durfte. Wir sprachen über Erfahrenes, versuchten, es mit Worten in unserer begrifflichen Welt fassbar zu machen. Eigentlich hätten wir auch nur schweigen können und dadurch vielmehr begriffen. Aber es lag nun mal an diesem Abend, es in die Vorstellungsebene zu holen, und ich ließ mich willig darauf ein. „Jesus sprach in diesem Zusammenhang, vom Reich Gottes in uns ist“, nahm ich meine Rede erneut auf.

„Warum erfahren die einen es, und die anderen nicht?“, so Oliver. „Keine Seele ist wertvoller als eine andere“, sagte ich, „da alle von Gott als frei erschaffen wurden. Erst die Ausübung dieser Freiheit, das, was du mit deiner Seele, deinem Leben anstellst, führt zur Wertunterscheidung. Wie eine Sonne sendet Gott sein Licht in alle Seelen. Die freien Seelen nehmen sie aber verschieden auf. Die einen lassen sich durch das Licht Gottes leiten und formen, andere setzen Rost an, verhärten sich und werden für das wahre Licht undurchlässig und verlieren sich unter Umständen in allen möglichen und unmöglichen Trugschlüssen, die dieses Leben bereithält. Im schlimmsten Falle halten sie am Ende das Unwirkliche für real und das Wirkliche für unreal.“

„Sprichst du von unserer heutigen Welt?“, griff Oliver meine letzte Aussage auf. Ich ging nicht darauf ein und sagte stattdessen: „Eine besondere spirituelle Erfahrung zu machen, ist übernatürliche Gabe, ist Gnade und hängt nur bedingt von menschlichem Bemühen ab.“ „Das würde dann aber im Widerspruch zu dem stehen, was du vorhin sagtest, Jürgen: Dass wir einen Brunnen in unser Herz graben können, um alles zu finden, und dass uns ein ethisches Leben dem göttlichen Licht näher bringt“, schloss Oliver. „Nicht ganz“, antwortete ich, „in all diesen geistigen Dingen gilt immer ein Sowohl-als-Auch. Beim Denken und Forschen deiner Seele über dich selbst, die Welt und Gott bist du gewissermaßen Bewusstseinsstufen emporgestiegen und mündetest schließlich im Unsagbaren, undenkbaren und vollkommen Unsichtbaren. Deine Seele schaute einen kurzen Augenblick hinter den Vor-

hang aller Dinge. Nun bleibt dir noch die Einigung mit diesem unsichtbaren Urheber des Lichtes.“ „So spüre ich es“, erwiderte Oliver still, nach innen gekehrt. Dann fragte er ruhig: „Wie siehst du es weiter?“ „Da deiner Seele nichts mehr zu denken übrig blieb, nachdem sie gedacht hat, was ihr zu denken möglich war“ erklärte ich und fragte zurück: „Wohin wirst du deinen weiteren Weg einschlagen?“ „Ich weiß es nicht – ich fühle mich einerseits weiter gezogen zu einem großen Frieden, andererseits auch immer wieder blockiert und gehemmt von einer arg widerstreitenden Kraft, meinem Schatten“, sagte er nachdenklich.

„Auf unseren Wegen werden wir häufig mit Negativem, das in uns ist, konfrontiert. Wir müssen uns ihm stellen und zu überwinden suchen. Du bist auf einem Pfad, auf dem deine Seele über das viele Nachdenken hinausgehen sollte, um sich in einer einfachen Umarmung dem letzten Geheimnis anzuvertrauen. Du bist an einem Punkt, an dem dein Geist nicht mehr so viel sinnen, sondern zur Tat finden sollte. Ansonsten kannst du in einen Zustand geraten, in dem es dir schwer wird, äußeren Pflichten und Aufgaben nachzukommen“, mahnte ich. „Irgendwie habe ich das Gefühl, dem schon ziemlich nahe zu sein, Jürgen, auch wenn ich mir das alles noch nicht vollkommen erklären kann“, gestand Oliver.

Ich stand von meinem Platz auf, ging zur Schubkarre und holte drei kräftige Stücke Holz. Mit einem alten Rechen scharfte ich die heruntergebrannten, glimmenden Reste zusammen und legte die neuen Scheite sorgsam auf den

entstandenen Gluthaufen. Innerhalb weniger Augenblicke loderten sie hell auf, hatten Feuer gefangen. Drumherum wurde es sofort lichter. Mein Blick fiel auf Oliver. Ich sah ihn mit geschlossenen Augen dasitzen, tief in sich versunken. Gleichzeitig vernahm ich die Glockenschläge der Stadtpfarrkirche: 12 Schläge, der neue Tag brach an. Die Sterne standen in ungebrochenem Glanz am tiefdunklen Himmel.

Die Weinflasche war noch halb voll. Ich nahm sie und verteilte den Inhalt sorgsam auf unsere Gläser. Dann griff ich mir eine der Decken, die neben dem Tisch lagen, warf sie mir über die Schultern und setzte mich wieder auf meinen Stuhl und sagte: „Erklären? – Das Geheimnis Gottes und deiner Seele sind keine Erkenntnisgegenstände im herkömmlichen Sinn, die dein Denken zur Gegenständlichkeit zwingen könnten. In Wirklichkeit wirst du berührt – auf überrationale, unaussprechliche und nicht deutbare Weise.“

„Welchen Weg, sagst du, sollte ein Mensch gehen, der dies erfahren hat?“, meldete sich Oliver mit erstaunlicher Konzentration zurück. Seine Frage aufgreifend sagte ich: „Jene Macht, die Menschen in dieser Weise berührt, hat sich viele Male in der Geschichte offenbart – in unterschiedlichen Graden der Intensität. Daraus haben sich Gemeinschaften gebildet, die wir gemeinhin Religionen nennen. Sie sind die offensichtlichsten Zeugnisorte für die Wirklichkeit Gottes unter den Menschen. Seit Jahrtausenden hüten sie verschiedene Erfahrungswerte, die sich auf die Mysterien geistiger Phänomene beziehen. Sie führen

die Menschen darin zusammen. Ich meine, dass jene, die keinen eindeutigen anderen Ruf empfangen, sich einer der bewährten Religionen anschließen sollten. Auf deine Frage bezogen heißt das konkret: Ein Mensch, der gnadenhaft das übernatürliche Licht erfahren hat, sollte sich innerlich prüfen, zu welcher Art geistlichem Leben ihn seine Herzensstimme ruft, und welcher Gemeinschaft er sich anschließen könnte.“ „Worin unterscheiden sich denn die verschiedenen Religionen?“, hakte Oliver nach.

„Zunächst“, sagte ich, „sind ja alle Menschen eine einzige Gemeinschaft, haben denselben Ursprung von Gott und haben ihn als letztes Ziel. Seine Vorsehung und sein guter Plan mit dieser Welt erstrecken sich auf alle Menschen, bis jene, die in seine besondere Nähe gelangen, an einem Ort des vollkommenen Lichtes vereint sein werden. Wir Christen nennen diesen Ort das *Neue Jerusalem*. Sein Licht ist die Herrlichkeit Gottes selbst. Wie ich schon sagte, erwarten viele Menschen von den verschiedenen Religionen Antwort auf die ungelösten Rätsel unseres Daseins, die auch uns bewegen: Wer sind wir? Was ist Sinn und Ziel unseres Lebens? Was ist das Gute, was die Sünde? Woher kommt das Leid, und welchen Sinn hat es? Was ist der Weg zum wahren Glück? Was ist der Tod und die mögliche Vergeltung nach dem Tode? Und schließlich: Was ist jenes letzte und unsagbare Geheimnis unserer Existenz, aus dem wir kommen und wohin wir gehen? Alles Fragen, mit denen du dich seit langem intensiv beschäftigt hast.“ „Ja“, bekräftigte Oliver. „Seit den ältesten Zeiten“, führte ich weiter aus, „bis heute findet sich bei den verschiedenen Völkern eine gewisse Wahrnehmung

jener verborgenen Macht, die im Lauf der Welt und den Ereignissen des menschlichen Lebens gegenwärtig ist, und nicht selten findet sich auch die Anerkennung einer höchsten Gottheit oder sogar eines Vaters oder einer höchsten Mutter. Diese Wahrnehmung durchzieht ihr Leben mit einem tiefen religiösen Sinn. Im Zusammenhang mit dem Fortschreiten der Kultur suchen die Religionen mit genaueren Begriffen und in einer mehr durchgebildeten Sprache Antwort auf die gleichen Fragen. Der Hinduismus erforschte das göttliche Geheimnis im Menschen und brachte es in einem unerschöpflichen Reichtum von Mythen und tiefgründigen philosophischen Versuchen zum Ausdruck. Er sucht durch entsagende Lebensformen, verschiedene Meditationen oder liebende Zuflucht zu Gott Befreiung von der Enge und Beschränktheit unserer Lage. Bhaktivedanta Prabhupada, von dem ich dir erzählte, gehörte dieser Religion an. In den verschiedenen Formen des Buddhismus wird das radikale Ungenügen unserer veränderlichen Welt festgestellt und ein Weg gelehrt, auf dem die Menschen mit konzentriertem Sinn entweder den Zustand vollkommener Befreiung erreichen oder – sei es durch eigene Bemühung, sei es vermittels höherer Hilfe – zur höchsten Erleuchtung gelangen. Die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat, gehören wie die Juden und wir Christen zu den sogenannten monotheistischen Religionen. Sie sind bemüht, sich Gottes verborgenen Ratschlüssen mit ganzer Seele zu unterwerfen, so wie Abraham sich Gott unterworfen hat, auf den der islamische

Glaube sich beruft. Jesus, den sie allerdings nicht als Gott anerkennen, verehren sie immerhin als Propheten und bewundern seine Mutter Maria. Außerdem erwarten sie den Tag des Gerichtes, an dem Gott alle Menschen auferweckt. Deshalb legen sie Wert auf sittliche Lebenshaltung und verehren Gott besonders durch Gebet, Almosen und Fasten.“

„Und die katholische Kirche?“, wollte Oliver darauf wissen. „Unsere Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist. Mit Respekt betrachten wir jene Handlungs- und Lebensweisen, jene Vorschriften und Lehren, die zwar in manchem von dem abweichen, was wir selber für wahr halten und lehren, erkennen in ihnen aber einen Strahl jener Wahrheit, die alle Menschen erleuchtet. Allerdings steht für uns Christus im Zentrum unseres Glaubens. Er ist für uns der Weg, die Wahrheit und das Leben, in dem Gott alles mit sich versöhnt hat“, antwortete ich. „Ist es letztlich nicht egal, ob und welcher Religion man sich anschließt?“, spürte Oliver meinen Worten nach. „Es gibt die unterschiedlichsten Wege – mit oder auch ohne Religion – jedoch kein Egal. Das ist meine tiefste Überzeugung, Oliver“, erwiderte ich.

„Warum hast du dich für den christlichen Weg entschieden?“, wollte er wissen. „Als ich etwa so alt war wie du“, war meine Antwort, „hatte ich begonnen, mich mit der Weisheit verschiedener Religionen zu beschäftigen. Irgendwann bei der Lektüre des Neuen Testaments machte ich die Erfahrung, dass jenes Heilige-Wort im Inneren des Herzens, irgendwie mit der geistigen Kraft des Wortes

übereinstimmte, das mich aus dem Evangelium ansprach. Ferner berührte mich die Geschichte, wo Jesus mit seinen Jüngern auf einen Berg ging und sich vor ihren Augen verwandelte. Jesus hat sich quasi in Licht aufgelöst und als der ultimativ höchste Träger des göttlichen Glanzes offenbart. Aus diesem und noch verschiedenen anderen mich überzeugenden Gründen glaube ich an ihn.“

Oliver war während dieser Rede, bei der ich zu ihm rüberschaute, ganz gesammelt. Bei geöffneten Augen, aufs Höchste konzentriert, schien er jedes meiner Worte in seinem Inneren abzuwägen. Dann nickte er still, bejahend mit dem Kopf. Nach längerem Schweigen stand ich auf und sagte: „Wir sehen uns morgen.“ Ich ging ins Haus. Oliver blieb am Feuer sitzen.

verfließen / durchfließen / zerfließen  
durchströmen / durchziehen –  
durchfließen Ströme.

Der Wille durchstrahlt das Gemüt.  
Aus diesem sich erhebend, die Moral erwächst,  
doch ist die Moral Gewächs oder  
von der Beschaffenheit nicht eher fluider Natur  
eine immerwährend treibende Kraft,  
die aus verborgener Quelle hervor strömt  
und sich in Form und Gestalt als Moral offenbart.  
Man kann keinen Willen besitzen, der Wille ist man selbst.

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung von 2014 – Auszug

Als ich morgens in den Garten trat, um die Kirchen- und die Grundstückstore zu öffnen, sah ich, dass alles Holz unseres gestrigen Feuers restlos verbrannt und die Asche zusammengekehrt war. Oliver hatte schon etwas aufgeräumt, Gläser und Flasche neben die Klausentür gestellt.

Während meines Rundganges auf dem Grundstück dachte ich an das zurückliegende Gespräch mit meinem Besucher. Seit unserer Begegnung im Mai letzten Jahres bis heute hatte sich ein goldener Faden seiner philosophischen und mystischen Suche bewahrt und ließ ihn nicht los weiterzufragen, noch mehr zu erfassen. Was kann, was sollte daraus folgen? Unser Gespräch am Lagerfeuer war für ihn eine Zäsur, das hatte ich deutlich gespürt. Gleichzeitig hallte in mir wieder einmal die Einsicht nach, wie begrenzt unsere Worte, wie schal unsere Ausdrucksversuche gegenüber den großen geistigen Wirklichkeiten sind. Platon hatte recht, als er in einem seiner Briefe schrieb: „Über die Erleuchtung gibt es keine Schrift und soll es auch nie eine geben. Denn ihr Sinn ist unsäglich, nie wie andere Wissenschaften mit Worten zu sagen, sondern auf lange währendem Umgang mit der Sache und dem Zusammenleben entsteht plötzlich in der Seele, wie von einem springendem Funken entzündet, ein Licht, das nun sich bereits selber nähren kann.“ Gleichzeitig lehrte er aber dann in seinem Buch über den Staat: „Dass man die Menschen ermutigen soll, den Lichtstrahl ihrer Seele nach dem allen Dingen Licht spendenden Urlicht zu wenden und nach Anschauung des wesenhaften Guten nach dessen Ideal ihr übriges Leben einzurichten.

Am unteren Tor angekommen, öffnete ich seine beiden Flügel. Mein Blick fiel durch das gegenüberliegende herbstliche Blattwerk der Bäume auf den See. Wie eine goldene Scheibe lag er ruhig in der Morgensonne, verlockend wie der heilige Vorort einer jenseitigen Welt. Ein Eichhörnchen, auf der Linde neben mir, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Winter nahte, Vorrat musste eingeholt werden. Oder war es nur pure Lebensfreude, die dieses kleine Tierchen über die Äste jagen ließ? Wie auch immer, die Kirche und das obere Tor waren noch aufzuschließen. So wendete ich meine Schritte wieder hangaufwärts.

Noch einmal berührten mich Platons Gedanken zum geistigen Licht und erinnerten mich daran, wie stark unser Kirchenlehrer Augustinus von diesem Griechen beeinflusst war. In seinem Buch über den Gottesstaat schrieb er: „Auch für die von den Platonikern angenommene Seele des Universums besteht keine andere Quelle der Glückseligkeit als für unsere Seele, und diese Quelle sei ein Licht, das nicht die Weltseele selbst sei, sondern ein Licht, von dem sie erschaffen sei und durch dessen übersinnliche Erleuchtung sie erst in übersinnlicher Erkenntnis leuchtet.“ Und konkretisierte woanders: „Wir verlieren, indem wir uns zu schlechten Gedanken und Taten wenden, die Erleuchtung und empfangen, indem wir uns zu Gott hinwenden, die Erleuchtung. Denn etwas anderes ist das Licht, wodurch wir erleuchtet werden, etwas anderes wir, die wir erleuchtet werden. Das Licht selbst aber, wodurch wir erleuchtet werden, wendet sich nicht von sich selbst ab und verliert nicht das Licht, weil es Licht ist.“

Inzwischen war ich im oberen Bereich des Kirchengeländes angelangt und schloss die restlichen Türen auf. Wie gewohnt trat ich in der Kirche vor die Josephsfigur und betete um den Segen für den Tag, meinen Gast und für alle, die heute diesen Ort aufsuchen würden. Danach ging ich zur Eremitage, um zu frühstücken. Morgengebet, Meditation und Eucharistiefeier lagen schon hinter mir. Von Oliver war noch nichts zu sehen gewesen, aber wir hatten uns ja auch erst für zehn Uhr verabredet. Gegen Ende meines Frühstücks, bei dem ich mich weiter in das Buch von Paul Sinz vertieft hatte, sah ich Oliver draußen unter dem Vordach seiner Hütte sitzen. Durch das nach Norden gerichtete Fenster hatte ich einen guten Blick auf die Franziskushütte. Er genoss sichtlich die milde Morgenatmosphäre und – das war sogar über zehn Meter zu spüren – er war ganz mit sich im Frieden. Ich öffnete das Fenster, winkte ihm zu und wünschte einen guten Morgen. „Alles gut“, erhielt ich zur Antwort. Mit den Worten „bis später dann“ schloss ich das Fenster und freute mich, dass mein Gast angekommen war.

Gegen zehn Uhr kam Bewegung auf das Grundstück. Eine Nachbarin, die mich bei der Gartenarbeit unterstützte, kam um Äste zu schreddern. Außerdem sollte ein Mann aus Neuruppin eintreffen. Er suchte ein geistliches Gespräch. Oliver stand indes bereit, Instruktionen für seine Arbeit zu erhalten. Nach der Arbeit, um elf Uhr, wollten wir dann alle gemeinsam in der großen Gemeinschaftshütte meditieren. Zuerst wendete ich mich Oliver zu. Er wollte mit den Dächern der Gästehütten beginnen. Also besorgten wir eine Leiter, einen Eimer und eine kleine

Schaufel. Wir stiegen gemeinsam auf das Dach der ersten Hütte, und ich erklärte ihm, dass er das Laub aus den Dachrinnen hinunter auf den Boden werfen und dort zusammenrechen könnte. Er entschied sich jedoch dafür, das Laub mit der Schaufel direkt in den Eimer zu befördern. Bevor ich das Dach verließ, erzählte ich ihm von meinem Besucher und lud ihn zur Meditation ein. Daraufhin sagte er: „Interessiert mich“, und fügte die Frage an: „Was hat diese Übung für eine Bedeutung?“ „Die Meditation ist eine Übung zur Sammlung und Reinigung der inneren Kräfte. Sie stabilisiert dich auf deine innere zentrale Mitte hin. Indem du *Nicht-Denken* übst und dich auf deinen Atemrhythmus konzentrierst, lösen sich mögliche innere Blockaden. Für Menschen wie dich, die sehr stark geistig oder gedanklich tätig sind, kann es wichtig sein, eine spirituelle Übung zu beherrschen. Bei äußeren oder inneren Turbulenzen gibt sie dir Halt und stärkt dich“, erklärte ich. „Klingt spannend“, antwortete Oliver wissbegierig. Ich ließ es dabei bewenden und kletterte vom Hüttendach. Die Nachbarin hatte sich inzwischen mit einem Häcksler im unteren Teil des Gartens zurückgezogen, wo sich ein Berg Grünabfälle befand. Wir besprachen gerade einige arbeitstechnische Dinge, als der erwartete Gast von der Straße kommend das Grundstück betrat.

Bei einer Tasse Tee sprach er über verschiedene persönliche Probleme und kam zum Schluss auf die Meditation, in der er früher einmal Erfahrungen gemacht hätte. Er erhoffte sich eine Auffrischung seiner länger zurückliegenden Praxis durch Teilnahme an der gemeinsamen Übung. Schließlich war es so weit. In der sogenannten

Arche, der größten der Blockhütten, hatte ich schon alles für die Meditation vorbereitet. Die Nachbarin, die ihre Arbeit beendet hatte, kam den Weg hoch und Oliver verließ das Dach. Nach dem Ausziehen unserer Schuhe nahmen wir unsere Plätze ein: Mittig an der Rückwand, direkt unter einer großen russischen Christusikone, saß ich. Denn das war traditionell der Platz des Meditationsleiters. Rechts davon befand sich der Platz für Oliver und ihm gegenüber, zwei für die Bekannte und den Gast aus Neuruppin. Vor Beginn gab ich den Anwesenden einige Hinweise zum Gelingen der Meditation. Sie betrafen die Sitzhaltung, die Atmung und die Methoden der inneren Sammlung. Ziel war es, in einen optimalen Gleichklang von Körper und Seele zu gelangen. Dazu wurde eine aufrechte, entspannte Sitzhaltung empfohlen. Eine gleichmäßige Bauchatmung führt zur Beruhigung innerer Affekte. Schließlich sollte während dieser Übung versucht werden, sich nicht auf den Strom der Gedankenbilder einzulassen, um zur überbewussten Erfahrung der eigenen Seelenmitte zu gelangen. Ich erklärte, dass wir 25 Minuten meditieren würden. Ein Schlag auf meiner Klangschale neben mir würde den Beginn der Meditation signalisieren, ein weiterer – ihr Ende. Während der Meditation betrachtete ich prüfend die Haltung der Meditierenden. Alle schienen gut eingestimmt, in der Sammlung zu verharren. Der zweite Glockenschlag beendete die Sitzung. Langsam erhoben sich die Teilnehmer von ihren Plätzen und nach einer gemeinsamen Verbeugung verließen wir die Hütte. Beim Hinausgehen fragte ich Oliver nach seinen Erfahrungen. Er wirkte auf mich wie jemand, der schon Jahre meditierte. Seine kurze Rückmeldung zu meiner Frage fiel

jedoch anders als von mir erwartet aus: Er schien keinen Zugang zu dieser Methode gefunden zu haben.

Nachdem wir den Gast aus Neuruppin und meine Nachbarin verabschiedet hatten, lud ich Oliver zum Mittagsgebet ein: „Um zwölf Uhr bete ich die Sext in der Kirche“, sagte ich zu ihm. „Ich bin dabei“, antwortete er. Etwa zehn Minuten später trafen wir uns in der Kirche. Während ich am Gebetspult im Altarraum stand, setzte sich Oliver in die erste Kirchenbank und lauschte still meinem Chorgebet. Ich freute mich über seine Anwesenheit. Es war mir dadurch möglich, ihm eine weitere, konkrete Art geistigen Tuns zu vermitteln. Gleichzeitig war es das Signalisieren eines offenen Hafens, in den einzulaufen ihm gewährt würde, wenn er es denn wollte. Nach dem Gebet blieb Oliver auffallend lange in der Kirche. Schließlich kam er sehr konzentriert aus dem Gebetshaus und trat schweigend zu dem Mittagstisch im Garten. Ich fragte ihn nicht nach seinen Eindrücken, sondern lud ihn ein, mir beim Zubereiten des Essens zu helfen. Wir verspeisten einen Gemüseauflauf mit Salat, der uns mundete. Danach verabredeten wir uns für fünfzehn Uhr zu einem Spaziergang.

Als ich die Klausur kurz nach drei verließ, sah ich Oliver schon unter dem Vordach seiner Hütte sitzen – in der einen Hand eine Tasse mit Tee, in der anderen ein kleines Büchlein, in dem er las. Er schien sowohl mit dem Teetrinken als auch mit dem Lesen zu Ende zu sein. Jedenfalls stand er auf und kam mir gut gelaunt und erholt entgegen. „Ganz schön erhellend, die Tage hier“, sagte er mit

einem verschmitzten Lächeln. „Ja“, reagierte ich und schlug vor: „Lass uns eine Strecke am See gehen“. „Gerne“, willigte Oliver ein.

Wie mit den meisten Gästen, die zum ersten Mal die Klause besuchten, ging ich mit Oliver zuerst zu dem Steg gegenüber dem unteren Tor. Er befand sich bei einem kleinen Seegrundstück, das der evangelischen Kirche gehört. Das Wetter war gut und wir hatten eine klare Sicht über den See, über seine naturgeschützten Ufer und die alte Klosterruine, die direkt am Wasser lag. Mein Besucher ließ seinen Blick ruhig über die Seenlandschaft schweifen. „Schön“, entfuhr es ihm. „Das kann man sagen“, bestätigte ich seinen Eindruck und ergänzte: „Doch wer erfasst diese Schönheit in seinem innersten Geheimnis, ist eins mit ihr.“

„Die Entfremdung des Menschen von der Natur ist schrecklich, ist kaum zu ertragen“, seufzte Oliver. „Viele Menschen“, erwiderte ich, „leben zwar in einer schönen Landschaft, nehmen sich selbst aber selten als Teil dieser umfassenden Harmonie wahr, vollgedröhnt von einem Alltag, der sie sich selber und allem, was tatsächlich bedeutend ist, entfremden.“ Oliver sagte: „Die Vögel singen ihr Abendlied, wer hört es?“

„Dem Hören, das du meinst, müsste erst mal ein Schweigen vorausgehen – ein tiefes Verstehen der eigenen Seele“, antworte ich und schloss an: „Es gibt einen Pfad, direkt am Wasser entlang. Lass uns den gehen, wenn du willst.“ „Ja, gerne“, erwiderte er, und wir machten uns in östlicher Richtung, dem Ufer entlang auf den Weg. Nach

einer Weile kamen wir noch einmal auf das Thema der Selbstentfremdung des Menschen zu sprechen.

Oliver begann die Rede, indem er sagte: „Es gab doch mal eine Zeit, da es anders war.“ „Was meinst du?“, fragte ich. „Na“, erklärte er, „wo die meisten Menschen in einem wirklichen Einklang mit sich und der Natur waren – wie du vorhin sagtest, sich als Teil von allem erfahren konnten.“ „Auf was willst du hinaus?“, erkundete ich. „Ich habe vorhin in dem Franziskus-Buch gelesen“, erwiderte er.

Oliver hatte sich also, als ich vorhin zur Klausur rauskam, in *Legende und Laude* des Franz von Assisi vertieft. Es handelte sich um eine kleine, stilvolle Ausgabe des Manesse-Verlags. Das Buch stand neben der Franziskusfigur in der Gästehütte. Weil Franziskus Namensgeber der Blockhütte ist, hatte ich es dort gut sichtbar für die Besucher deponiert. Bei der Naturverbundenheit Olivers wunderte es mich nicht, dass ihn diese große mystische Gestalt und Kündler einer universellen Einheit des Menschen mit Gott und der Schöpfung berührte. Schon die ersten Sätze der *Drei-Gefährten-Legende* von Giovanni von Ceprano gleichen einem Erweckungsruf: »Leuchtend wie das Frührot und wie der Morgenstern, ja wie die aufgehende Sonne die Welt mit glühenden Strömen des Lichts überflutet zu ihrer Fruchtbarkeit, so erschien Franz in seinem Aufbruch gleich einem neuartigen Licht. Beim Aufgang dieser Sonne lag die Welt gewissermaßen im winterlichen Frost erstarrt, in Finsternis und bar des Lebens. Sein Wort und seine Tat waren wie ein schönes Leuchten. Es war wie der Einzug des Frühlings in die Welt«. Am Beispiel des

Heiligen Franziskus wollte Gott uns den Weg unserer Heilung aufzeigen: uns zu einer intakten Beziehung zu uns selber, gegenüber der Schöpfung und ihm, als Ursprung allen Lebens, führen.

„Meines Erachtens“, gab ich Oliver zur Antwort, „erleidet jede Zeit, jede Epoche auf der ihr entsprechenden Weise die Folgen selbst verschuldeter Blindheit und Erstarrung: Das moralische Urteilsvermögen schwindet, die Liebe erkaltet und der Egoismus, der die Quelle für alles menschliche Elend und jedwede epochale Desaster ist, steigert sich ins Uferlose. Plötzlich herrscht Krieg, jeder gegen jeden. Das war zur Zeit des Franziskus nicht anders, auch wenn es grundsätzlich noch eine größere Unmittelbarkeit zwischen den Menschen und der Schöpfung gegeben hat.“ „Du meinst, das machte eine Umkehr des Menschen zu einer erneuerten Integrität mit sich und der Schöpfung leichter möglich?“, fragte Oliver darauf. „Ja, ich meine schon“, antwortete ich.

„Welches sind deiner Meinung nach die besonderen Schwächen unserer Zeit, Jürgen?“, wollte mein Weggefährte wissen. Nach dieser Frage Olivers blieb ich stehen – wir waren gerade an dem ersten Strandbereich angelangt – und sagte zu ihm gewandt: „Es gibt ein altes japanisches Sprichwort, das den kritischen Zustand unserer Zeit spannend ausdrückt: ‚Die Maus verhungert im Kornspeicher, die Kuh verschmachtet auf der fetten Weide‘. Das will sagen: Viele Menschen in den für die Welt Schicksalsbestimmenden reichen Industriestaaten leben in einem schier grenzenlosen Zugang zu rationalem Wissen, mate-

riellen Gütern und sinnlicher Befriedigung und leiden gleichzeitig in einem erschreckenden Umfang an seelischer Entbehrung, geistiger Blindheit, mangelnder Liebe und Taubheit ihres ethischen Gewissens.“ „Das sehe ich auch so“, sagte Oliver still und sein Blick verlor sich in die Weite der Seelandschaft. Dann sagte er hoffnungsfroh: „Und doch gibt es immer wieder Neuanfänge, gibt es Aussicht, dass die Menschheit weiterkommt“. „Ja“, bestätigte ich, „auch die schlimmen Zeiten sind nie nur dunkel. Oft sind sie eine Prüfungs- und Bewährungszeit für den Einzelnen, wie es mit seiner Liebe, seiner moralischen Standhaftigkeit, der Treue zu seiner erkannten Wahrheit und geistigen Einsicht wirklich bestellt ist.“

„Bei meinem Lesen und Forschen“, erwiderte er, „sind mir Menschen begegnet, die Wege der Wahrheit und des Lichtes wiesen. Persönlichkeiten, die in der Orientierungslosigkeit der Zeit oft wie einsame Leuchttürme stehen und Fragenden bei ihrer Suche Ausrichtung geben.“ „Und, Oliver? – du bist ein Fragender und Suchender. Hast du gefunden?“, schloss ich seiner Rede an. „Ich finde und suche immer wieder neu. Eine große Antwort habe ich erhalten – doch drängt es mich, weiterzufragen. Vielleicht denke ich zu viel. Es ist mir manchmal wie ein Zwang, alles, wirklich alles immer wieder neu zu hinterfragen.“

„Der Pfad zur letztmöglichen Erkenntnis dessen, was wirklich ist, besteht zum einen darin, alles radikal zu hinterfragen. Er kann aber ab einem gewissen Punkt zur Falle werden: Dann bist du wie eine Katze, die versucht ihren eigenen Schwanz zu fangen. Um zur letzten Wahrheit,

letzten Wirklichkeit zu gelangen, muss man seine Grenzen erkennen und akzeptieren. Unser Denken ist nun mal begrenzt, die Ebene der absoluten Wirklichkeit aber unbegrenzt“, sagte ich daraufhin. „Ja, Jürgen“, gab er zur Antwort, „darüber sprachen wir letztes Jahr. Beim Lagerfeuer gestern hast du es noch einmal ziemlich exakt auf den Punkt gebracht, und ich stimme dir zu. Dennoch überfällt mich immer wieder der Zwang, meine Gedanken zu reflektieren.“

„Es kann dein Weg zu einem dir bestimmtes Ziel sein – finde es heraus. Mir erscheint deine intensive, gedankliche Aktivität wie ein Gegenpol zu deiner ebenfalls sehr starken passiven, empfangenden oder, wie ich gestern auch sagte, kontemplativen Seite. Diese beiden Flügel deiner Seelenkräfte in einen harmonischen Ausgleich zu bringen, ist meiner Meinung nach deine wichtigste Aufgabe der nächsten Zeit. Nicht alles immer bedenken zu müssen und pausenlos gedanklich aktiv zu sein, kann den Vorteil für dich haben, dass sich Antworten von selber einstellen. Du empfängst sie einfach, wie es ja schon geschehen ist. Wenn du passiv in die dir vertraute geistige Ruhe gelangst, werden in dir wichtige Lebensimpulse belebt und dein Intellekt wird erneut erhellt und gestärkt. Darauf solltest du deine Aufmerksamkeit richten“, riet ich meinen Begleiter. „So bewusst, wie du es sagst, war es mir bisher nicht – aber es stimmt“, folgerte Oliver aus meinem Hinweis. „Und“, sagte ich ermutigend, „ich begleite und unterstütze dich. Du wirst in Lindow immer eine offene Tür finden, durch die du jederzeit eintreten kannst. Vielleicht ist ja schon eine Hilfe für dich, dass du weißt, dass du

nicht allein auf dem Weg bist.“ Mit den Worten Olivers: „Ich danke dir, Jürgen“, endete unser Weg-Gespräch.

Wir stiegen die steile Treppe empor, die vom Strandabschnitt der Badestelle auf den höher gelegenen Waldweg führte. Auf ihm kehrten wir schweigend zur Eremitage zurück. Dort angekommen verabredeten wir uns für 18.30 Uhr zum Abendessen. Dann zog sich mein Gast in sein Refugium zurück. Nach Erledigung einiger haushälterischer Dinge betete ich um 18.00 Uhr die Vesper. Sowohl an diesem Abend als auch zu den Gebetszeiten der restlichen Zeit seines Besuches kam Oliver nicht mehr hinzu.

Als ich das Gebet beendet hatte, trat ich durch die ehemalige Sakristeitür in das Besucherzimmer, schloss die Holztür und zog den davor befindlichen orangen Vorhang zu. Er verbarg die Tür und förderte eine beruhigende Atmosphäre des ebenfalls orange gestrichenen Raumes. Von dort ging ich durch den kleinen Hausflur in die Küche, um mit den Vorbereitungen für das Abendessen zu beginnen. Kurz darauf hörte ich auch schon meinen Gast kommen – die Klausentür stand offen und er trat ein. Oliver erschien sichtlich erholt, gut gelaunt und innerlich ausgeglichen. Mehr noch, in der zurückliegenden Stunde, seit wir von unserem Spaziergang zurückgekommen waren, schien seine geistige Präsenz stärker geworden zu sein. Eine tiefe, wohltuende innere Stille ging von ihm aus. Ich bat ihn, mir beim Decken des Tisches zu helfen, dem er schweigend nachkam. Als wir so alles auf dem Esstisch im Besucherzimmer stehen hatten und uns setzen wollten, bemerkte ich, dass die Butter fehlte. „Könntest du

noch die Butter aus der Küche holen?", bat ich Oliver. „Ja, gerne“, antwortete er höflich. Er machte sich zur Küche auf, blieb dann aber wie in innerer Versenkung im Korridor stehen und sagte zu mir gewandt: „Ist dir mal ein Engel begegnet, Jürgen?“ „Ja!“, erwiderte ich ruhig. „Und?“, fragte er weiter, „hat er dir eine Botschaft gebracht?“ „Ja“, gab ich ihm erneut zur Antwort. Unmittelbar im Anschluss an mein zweites Ja ging er in die Küche und kam mit der Butterdose zurück. Ich segnete das Mahl, und wir begannen zu essen, ohne dass das Thema der Engel nochmals Erwähnung gefunden hätte.

Nach der Abreise Olivers dachte ich gelegentlich an die Merkwürdigkeit dieser Situation zurück. Vor dem Hintergrund seines geistigen Potenzials hatte sie mich nicht überrascht oder verwundert. Rätselhaft blieb, dass die Intention seiner Frage keine Antwort zu erwarten schien – es war also im Grunde gar keine Frage. In meiner knappen Antwort nahm ich Bezug auf ein lang zurückliegendes nächtliches Ereignis, das die moderne psychologische Traumdeutung als ein Traum höherer Kategorie bezeichnen würde: also als eine prägnante Botschaft aus der Region des transrationalen Überbewussten – in meinem konkreten Fall voller Licht und mystischer Schönheit. Einerseits ist es in unserer rationalistisch geprägten Zeit schwierig, über Engel in einer Weise zu sprechen, die ihre reale Existenz voraussetzt. Andererseits gibt es in einer Gegenbewegung zu diesem Rationalismus Formen übertriebener Engeldevotion. Theologisch liegt eine gut begründete Tradition ihres Daseins vor. Thomas von Aquin schloss mit zwingender Folgerichtigkeit auf das

Vorhandensein der Engel als reine Formen. Nach seiner philosophisch-theologischen Erkenntnis verwirklichen sie, zwischen Gott und den körperlichen Geschöpfen stehend, Gottes Absichten. Die Engel seien innerhalb der geschaffenen Wirklichkeit das Reich rein geistiger Geschöpfe. Geheimnisvolle, übermenschliche Wesen, die das heilsgeschichtliche Walten Gottes förderten.

Als unser gemeinsames, von heiteren Plaudereien begleitetes Abendessen zu Ende kam, fiel mir auf, dass Oliver immer wieder zu dem Christus-Bild blickte. Es hing leicht seitlich von ihm, links an der Wand. Er spürte, dass mir seine Betrachtung des Bildes auffiel und sagte: „Ganz schön eindringend, dieser Blick.“ „Und, wie empfindest du ihn?“, fragte ich spontan. „Er durchdringt einen – aber nicht negativ. Ich würde sagen, er fängt einen auf: Er lädt den Betrachter zu einer neuen Blickrichtung ein“, deutete mein Gast. „Ja“, erwiderte ich, „das war wohl die Absicht des Künstlers. Er malte dieses Bild spontan an einem Tag, als er vom tödlichen Unfall seines Cousins erfuhr. Mit dem Bild wollte er dessen Eltern trösten und seine eigene Trauer verarbeiten.“ „Das ist der Punkt an dem Bild“, reflektierte mein Gast. „Was meinst du?“, fragte ich. „Die Augen schauen ernst und absolut offen auf alles, was ihnen begegnet – auch dem größten Leid weichen sie nicht aus. Sie bleiben aber darin nicht stehen, sondern durchdringen es, sehen weiter, darüber hinaus, nehmen den Betrachter mit zu guten Ufern“, begründete Oliver. Ein wenig verwundert über die Intensität, mit der dieses Bild ihn ansprach, erwiderte ich: „Was du in dem Bild siehst, empfinde ich genauso. Indem der Blick dem

Schmerz nicht ausweicht, öffnet er sich zu einer höheren Wahrheit hin, die das Leid verwandelt und es fruchtbar macht.“

Nach dieser gemeinsamen Bildbetrachtung räumten wir den Tisch ab. Währenddessen erzählte ich Oliver von meiner Lektüre über Bernhard von Clairvaux, besonders die Geschichte, wo der König Bernhard aus der Kathedrale trug. „Starkes Bild“, entfuhr es ihm. „Ja“, sagte ich, „das ist Leben in der Gnade einer höheren Freiheit, die den Kontakt zur Erde nicht verlor.“

Ganz unmittelbar strömt es aus mir heraus, ernsthaft: „Ich will heilig sein.“ Das ist es, was ich will. Nicht genannt, gerühmt oder sonst wie, sondern sein, ohne das es jemand mitbekommt.

Oliver Maria Blaschke  
Undatierte Aufzeichnung

\*\*\*

Da es am Nachmittag regnen sollte, nutzten wir den Vormittag des darauffolgenden Tages für die Arbeit draußen. Das Flachdach des Waschhauses musste von Laub und Kiefernadeln gereinigt und der Sperrmüll zur Garage gebracht werden. Montag war Abholtag. Gegen zehn Uhr trafen wir uns. Oliver machte sich gleich an das Dach des Waschhauses, das schon mehrere Jahre keine Säuberung erfahren hatte. Meine technischen Vorschläge zur Vorgehensweise ignorierte er auch diesmal und überraschte mich mit seiner schlichten Genialität: Er schob den be-

trächtlichen Abraum einfach mit einem hölzernen Schneeschieber vom Dach, genau an der Stelle, wo sich der Platz für seine Ablage befand. Unkomplizierter ging es nicht. Durch dieses abgekürzte Verfahren konnte mir mein Gast noch beim Wegschaffen des Sperrmülls behilflich sein. Mit Schubkarren transportierten wir geduldig die Kleinst-Hinterlassenschaften aus der Zeit des ehemaligen Arbeiter- und Bauernstaates zur Garage hinab. Dort deponierten wir den Müll so gut es ging. Als der Mittag nahte, befanden wir uns vor dem Abschluss unserer Arbeit. Ich sagte zu Oliver: „Wenn du irgendetwas von dem alten Kram gebrauchen kannst, nimm es.“ Zu meiner Verwunderung fiel sein Blick auf eine Kleiderbürste. Er zog sie vorsichtig aus einem Eimer hervor, wie wenn sie einen beträchtlichen Schatz darstellte, und antwortete: „Die nehme ich, die ist noch gut zu gebrauchen.“ „Sonst noch etwas?“, ermunterte ich ihn. „Vielleicht eine der Decken, für unterwegs mal“, überlegte er, ließ es dann aber doch bei der Bürste bewenden.

Die Zubereitung des Essens nahm wenig Zeit in Anspruch. Es gab Heringshappen in Dillsoße, Salzkartoffeln und Salat. Alles war einfach vorzubereiten. Während die Kartoffeln kochten, plauderten wir in der Küche über dies und das. Schließlich fiel Olivers Blick auf eine Postkarte, die mir Freunde aus Österreich geschickt hatten. Sie zeigte das Kloster Heiligenkreuz, an dessen Hochschule ich Theologie studierte. Oliver nahm die Karte von der Küchenkreuz, schaute sie sich genau an und fragte: „Ist das der Ort, an dem du studiert hast?“ „Ja“, sagte ich, „insgesamt waren es sechs Jahre.“ Vorsichtig interessiert fragte er

mich, wie es dort gewesen sei, wie die Mönche dort lebten und was ein Mönch überhaupt genau sei, was seine Schwerpunkte sind? Unser Gespräch darüber zog sich bis über das Ende des Mittagessens hin. Ich sagte: „Wenn man Interesse an diesem geistlichen Lebensentwurf hat, kann man sich unverbindlich ein paar Tage in einem Kloster seiner Wahl aufhalten und schauen, wie es einem damit geht. Man muss aber ein bisschen suchen und hoffen, dass man die richtige Tür findet – und man sollte sich nicht zu schnell falscher Begeisterung hingeben oder sich zu schnell von irgendwas abschrecken lassen.“ „Wie sieht es mit Heiligenkreuz aus?“, wollte er wissen. „Ist ein guter und bewährter Ort, voll mit jungen Leuten aus allen Richtungen. Von Brandenburg aus halt etwas weiter weg.“

Oliver hörte aufmerksam zu und schaute mich nach meiner letzten Ausführung erwartungsvoll an. Worauf ich ergänzte: „Allerdings haben die Heiligenkreuzer in den Neunzigerjahren ein Zweitkloster bei Bochum gegründet, das sich ebenfalls zu einem starken Standort entwickelt hat.“ In bester Absicht legte ich Oliver diesen Pfad. Bei der Authentizität und Intensität seiner geistlichen Suche sowie seiner kontemplativen Anlage konnte ich mir das mönchische Leben für ihn vorstellen.

Der frühe Nachmittag stand zur freien Verfügung. Womit Oliver ihn verbrachte, entzog sich meiner Kenntnis. Ich selber hielt eine kleine Mittagsruhe und widmete mich dann einigen Briefen, die ich schon seit Längerem schreiben wollte. Dann trafen wir uns zum Tee auf seiner Hütenterrasse. Für 18.00 Uhr war ich von Stiftsbewohnern

des Klosters eingeladen, eine Abendandacht zu halten. „Wenn du möchtest, kannst du mich begleiten“, lud ich meinen Gast ein. „Ja, ich komme mit“, entgegnete er höflich. Eine Weile tranken wir schweigsam unseren Tee und lauschten dem Geprassel des anhebenden Regens. Oliver wirkte frisch, konzentriert und nachdenklich. Irgendeiner von uns beiden unterbrach schließlich die Regenbetrachtung, und es entspann sich ein lockeres Gespräch, das noch einmal das klösterliche Leben zum Inhalt hatte.

Bald interessierte ihn auch der Zusammenhang zwischen eremitischem und mönchischem Leben. Ich sagte ihm: „Dass der Begriff Eremit aus dem griechischen Wort *eremo* her stammt und Wüste bedeutet, weißt du ja schon. Das bezeichnet den alleinlebenden Gottsuchenden. Von äußeren Ablenkungen ungestört widmet er sich in der Einsamkeit ganz dem Gebet und spirituellen Praktiken. Am besten stellt man sich Obi-Wan Kenobi aus dem Film *Krieg der Sterne* vor, da kann man sich gleich eine ungefähre Vorstellung machen, um was es geht. Der ursprüngliche Name für den Eremiten ist Anachoret. Das kommt ebenfalls aus dem Griechischen und bedeutet in etwa: Der alleine lebt. Dieser Begriff wurde dann ins Lateinische mit *monachus* übersetzt, was zu Mönch wurde. Das eremitische Leben ist somit die Urform des Mönchtums. Der alleinlebende Eremit, der ursprüngliche Mönch. Inspiriert von den geistlichen Zielen der Eremiten entstanden später Wohn- und Lebensgemeinschaften, die sogenannten Zönobiten. Irgendwann wurden sie dann auch als Mönche bezeichnet.“ „Interessant, aber das mit dem Alleinsein verstehe ich noch nicht ganz: Ihr Eremiten habt doch

Kontakte, untereinander und mit anderen Menschen“, antwortete Oliver. „Der christliche Eremit, Oliver, kann nie davon absehen, dass er Teil einer umfassenden Gemeinschaft ist. Da gibt es selbstverständlich manche äußeren Kontakte. Viel wichtiger aber ist die innere, geistige Verbundenheit mit den Schwestern und Brüdern, um nicht zu sagen mit allen Menschen. Evagrius, ein bedeutender geistiger Lehrer und Eremit, meinte, dass der Zenit des geistigen Zustandes in der Einsamkeit darin besteht: Getrennt von allen, mit allen vereint zu sein.“

Bei diesem Austausch verging die Zeit wie im Fluge. Da ich vorhatte, in meiner Eremitentracht zur Klosterkirche zu gehen, sagte ich zu Oliver: „Wir müssen Schluss machen. Ich muss mich umziehen. Könntest du inzwischen den Tisch abräumen?“ „Klar, bis gleich, Jürgen“, entgegnete er und raffte auch schon die Teller und alles Übrige zusammen. Etwa zehn Minuten später verließ ich die Eremitage: In der einen Hand etliche kopierte Textblätter für das Abendgebet, in der anderen einen extra großen Regenschirm. Mein Gast wartete unter dem Vordach der Franziskushütte auf mich: ebenfalls neu eingekleidet. Ich war nicht wenig überrascht, ihn mit frischem Hemd, neuer Hose und eleganten Lederschuhem vor mir zu sehen. Ich fragte ihn: „Willst du dich an der Andacht beteiligen und einen Text lesen?“, doch er winkte ab. So bat ich ihn während der Liturgie, den Regenschirm über mich zu halten, wozu er gerne bereit war. Als wir in der Ruine der Klosterkirche ankamen, fanden wir ein gutes Dutzend Personen vor. Ich verteilte die Textblätter, begab mich zu

dem improvisierten Altar und leitete das gut zwanzig Minuten dauernde Gebet, sorgsam von Oliver beschirmt, der uns mit dem geöffneten Regenschutz vor Nässe bewahrte.

Da es der letzte Abend vor Olivers Abreise war, lud ich ihn nach dem Abendessen zu einem Glas Wein ein. Er war darüber erfreut, und gegen zwanzig Uhr trafen wir uns im orangen Besucherzimmer. Es folgten noch einmal Stunden intensivster geistiger und philosophischer Gespräche, bis weit nach Mitternacht. Der Ablauf dieser Konversation entspann sich an Reflexionen über das philosophische Frühstück vom Mai 2013, im Suso-Haus.

Wir sprachen über die Bedeutung exakter Begrifflichkeit im philosophischen Disput. Dann darüber, welche Begriffssysteme adäquat gültige Wahrheiten auszudrücken im Stande sind. Damit näherten wir uns Spurrillen unseres ersten Gesprächs, im Garten der Stille, doch mit einer anderen Konnotation. Im weiteren Verlauf unseres Gesprächs vertraute mir Oliver an: „Also eigentlich, Jürgen, gibt es entweder nur Zufall – alles ist Spiel der Atome in einem undurchdringlichem Chaos, oder es gibt Ordnung, eine Harmonie, die immer weiter rückführbar ist, bis zur Quelle sozusagen: dem Ausgang und Ursprung der Harmonie.“ Darauf fragte ich ihn: „Hast du mal die *Selbstbetrachtungen* von Marc Aurel, dem römischen Kaiser gelesen?“ Er verneinte, worauf ich erwiderte: „Der hat deine Schlussfolgerung, vor etwa eintausend-achthundert Jahren, in fast genau dieselben Worte gefasst.“ Angeregt durch das überraschte Gesicht meines Gastes schlug ich

vor, dass wir uns gemeinsam die Stelle im Buch anschauen.

Ich holte die zweisprachige Ausgabe Marc Aurels aus meinem Bücherregal im oberen Stock und las aus dem 39. Abschnitt des 11. Buches: „Entweder kommt alles aus einer einzigen geistigen Quelle oder es gibt nur Atome und nichts anderes als eine ungeordnete Mischung und Zerstreung.“ „Ja, das ist es“, resümierte Oliver und fragte: „Was meinte er mit Atomen, Jürgen?“ „Marc Aurel“, gab ich zur Antwort, „bezog sich auf die Atomlehre des Vorsokratikers Demokrit. Der lebte im 5. vorchristlichen Jahrhundert und vertrat eine mechanistisch-atomistische Weltanschauung. Nach dieser setzt sich alles aus einer zufälligen Zusammenballung kleinster Teile – eben die Atome – zusammen. Marc Aurel folgte ihm darin aber nicht. Schon im 5. Buch schreibt er: Überhaupt ist alles eine einzige Harmonie. Mit Harmonie meinte er, dass allen Erscheinungen dieser Welt eine innere Ordnung innewohnt, die ihren Ursprung aus einer einzigen geistigen Quelle hat, wie er es im 11. Buch niedergeschrieben hatte.“ Oliver gefiel dieser Ausflug in die Antike ungemain, und wir verbrachten noch eine geraume Zeit bei Marc Aurel und seiner spätstoischen Lebensauffassung und allem, was damit zusammenhing. „Zum Abschluss unseres Gesprächs lese ich dir eine kleine Stelle im griechischen Originalton vor“, sagte ich, als die Müdigkeit mich zum Ende dieser Begegnung mahnte. Ich wählte ein Zitat aus dem 3. Kapitel des 4. Buches, das ich dann in Deutsch wiederholte: „Denn es gibt keinen ruhigeren und sorgenfreieren Ort, an den sich der Mensch zurückziehen

kann, als die eigene Seele, besonders wenn er etwas in sich hat, in das er eintauchen kann, um sich auf diese Weise sofort in vollkommener Ausgeglichenheit zu befinden. Unter Ausgeglichenheit verstehe ich nichts anderes als innere Ordnung. Schaffe dir also ununterbrochen diese Möglichkeit des Rückzugs und erhole dich.“ Wir spürten, dass diesen Worten Marc Aurel’s im Moment nichts hinzuzufügen war. Ich sagte Oliver, dass er das Buch gerne ausleihen könne, was er dankend annahm.

Geist ist für mich gefasster Raum  
(Er besitzt eine Fassung, mit Fassungsvermögen.)  
Der Geist an sich bleibt unberührt zu den Dingen,  
die sich in ihm fortwährend abspielen;  
- ihn sozusagen füllen.

Gleich dem Himmel.  
Ich weiß nicht, diese Gewissheit  
frohlacht mir Ruhe, es bleibt alles offen.

Wie individuell ist die Individualität des Individuums,  
wenn sie doch jeder hat? Somit austauschbar.

Ich bin doch etwas Besonderes! Jeder ist besonders  
und somit gar niemand.

Kein Widerspruch, sondern Wahrheiten, die einhergehen.

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung – Auszug

\*\*\*\*

Nach dem Frühstück verbrachte mein Gast seine Zeit damit, die Blockhütte zu reinigen, das Bett abzuziehen und seine wenigen Sachen zu packen. Gegen zehn Uhr schaute ein Ehepaar aus Neuruppin in der Klausenklause vorbei und nahm die Einladung zu einer Tasse Kaffee an. Oliver kam später hinzu, um sich zu verabschieden. Er hatte das Gästebuch dabei. Ich schlug es auf und las: „Samstag, der 27. September. Auf die erhellende Zeit, Oliver.“ Der Eintrag stand einsam wie ein Leuchtturm am oberen Rand einer leeren Doppelseite. Er setzte und beteiligte sich etwas an der Plauderei, dann musste er gehen. Auch die Eheleute brachen auf. Wegen des anhaltenden Regens boten sie meinen Gast an, zum Bahnhof zu fahren. Nachdem ich Oliver mit dem Schirm zum Auto begleitet hatte, verabschiedeten wir uns. Ich wiederholte meine Einladung, dass er jederzeit wieder kommen könne. Wie bei unserem Abschied in Überlingen hätte ich jedoch nicht darauf wetten wollen, dass wir uns wiedersehen.



## ZWISCHENZEITLICH



Oliver war der letzte Klausengast im Gründungsjahr 2014. Nach seiner Abreise stellte ich in der Gästehütte Wasser und Strom ab und machte sie winterfest. In den folgenden Wochen fiel das Laub der vier großen Eichen, welche Kirche und Klausen rings umgaben. Die ‚Meditation‘ des Laubnehmens forderte sich ein. Doch nicht nur das Blattwerk der Bäume fiel – auch die Tage des alten Jahres vergingen rasch und schon stand das neue verheißungsvoll am Horizont der Zeit. In größer werdenden Abständen dachte ich an die anspruchsvollen Gespräche mit meinem jungen Besucher zurück, ohne darauf zu warten, dass er sich meldete. Stattdessen hoffte ich, dass für Oliver die hier erfahrene erhellende Zeit hilfreich war, seine weiteren Schritte recht zu lenken und mehr Klarheit über sich selber und sein inneres Suchen zu finden.

Am Samstag, des 27. September hatte ich mich von ihm mit einem guten Gefühl verabschiedet. Und wenn ich es auch nicht erwartete, so schloss ich es in den ersten Wochen und Monaten nach seiner Abreise nicht aus, er könne vielleicht einen losen Anschluss an den geistlichen Standort der Klausen finden: Einen Rastplatz bei den inneren und äußeren Stürmen, denen er sehr wahrscheinlich ausgesetzt sein würde.

Derweilen genoss ich den ersten Winter in meiner Eremitage. Gebet, Meditation und Studium; Hausarbeit und Schneeräumen wechselten sich in gutem Rhythmus ab. Dann lachte mir das Jahr 2015 vom Kalenderblatt entgegen – irgendwie und einfach so war es da. Das Jahresbäumchen war gesetzt, sein Rankwerk trieb fortlaufend

dahineilende Stunden und Tage.

Mit einer kleinen Schar unverdrossener Kirchenbesucher feierte ich die Hl. Messe seit November in der beheizbaren Meditationshütte. Ende Februar war es dann schon so mild, dass wir wieder in den großen Backsteinbau zurückkonnten. Dem Februar folgte der März und diesem dann der April, der Monat, in dem ich die Gästehütte wieder in Betrieb setzte. Inzwischen war über ein halbes Jahr vergangen, ohne dass eine Nachricht von Oliver eingetroffen wäre. Bisweilen betete ich für ihn mit den Worten meines letzten Abends 2013 in Überlingen: „Herr, lass ihn das Licht seiner Seele immer tiefer erfassen.“ In den Momenten, in denen ich mich fragte, wie es Oliver wohl ging, schien mir dieses ehrliche, von Herzen kommende Gebet das Beste zu sein, was ich für ihn tun konnte. Immer, wenn ich es betete, hatte ich das Gefühl, geistig in besonderer Weise mit ihm verbunden zu sein. Sporadisch kam mir auch das Bild von Hans Dieter in den Sinn: *Einer, der seinen Weg geht*. Dann sah ich Oliver, wie er in Überlingen die Wiestorstraße herabkam, als einer, der unbedingt *seinen* Weg gehen wollte, ohne sich dabei von jemandem reinreden oder beeinflussen zu lassen. Und ich fragte mich, auf welchem Weg er jetzt wohl gerade sei, welchen Pfad er eingeschlagen habe. Ab Mai setzte der Reigen von Besuchern und Exerzitiengästen ein. Ein schöner Frühling mündete in einen angenehmen Sommer. Die Kirche bekam Anfang Juni nach etwa 50 Jahren nicht nur einen neuen Innenanstrich, sondern wurde unmittelbar danach mit dem Inventar einer stillgelegten Kirche des Bistums Hildesheim komplett neu ausgestattet. Daran

reichten sich weitere gute Ereignisse an, die den lang vernachlässigten und schon tot geglaubten Kirchenstandort zum Glänzen brachten. Wie das Aufsetzen einer Krone über das Ganze erhielt ich schließlich noch ein schön gebundenes Gästebuch für die Eremitage.

Nach acht verflissenen Monaten meldete sich Oliver überraschend zurück. In einer Email vom Sonntag, dem 7. Juni, schrieb er: „Hallo Jürgen, ich würde mich gern einmal wieder bei Dir blicken lassen in Lindow. Gruß, Oliver.“ Kurz und knapp! Weil getragen von einem Vertrauen, das zwischen uns gewachsen war und immer noch trug. Am 10. Juni antwortete ich ihm: „Lieber Oliver, Du bist willkommen. Möglich wäre es in der Zeit zwischen dem 24.6. bis 11.7. oder 2. bis 22. August. Eine kurze Nachricht reicht, ob und wann, und für wie lange Du kommen möchtest. Bis dann, Jürgen.“ Kurz darauf teilte mir Oliver mit, dass er gerne in der Zeit vom 17. bis 20. August kommen wolle, und ich bestätigte ihm diesen Termin. Mehr war momentan zu kommunizieren nicht nötig, alles Weitere würde im persönlichen Kontakt folgen.

Fast ein Jahr war ins Land gezogen. Manches wird mit Oliver geschehen sein. Wiederum würde es anders sein als bei unserer ersten Begegnung im Mai 2013, wo er voller Energie und erfüllt von empfangenen Einsichten kraftvoll im Leben stand, und dem darauffolgenden Sommer 2014 mit seinen intensiven Reflexionen und Fragen, in denen sich die angestrengte Suche nach dem Ziel seines Weges widerspiegelte.

Worin ich besonders stark bin. Ich tue mich sehr schwer, es zu äußern aber nach einem „Hallo wach“ Erlebnis, habe ich die Welt im Äußeren zu erforschen, zu verstehen versucht; wie ist alles miteinander verbunden, vom Geld, Geldsystem, Machtstrukturen usw. bis irgendwann der Fokus auf den viel, der da „forscht“, sprich, ich begann meine innere Welt zu erforschen, stieß dann auf ein Buch von Nisargadatta Maharaj, der da von der wahren Natur sprach, seine wahre Natur zu entdecken. Das entfachte etwas in mir, fand die Darstellungen und Verweise sehr einleuchtend. Seitdem schaue und beobachte ich viel, was in mir vorgeht. Wachter, sich dem gegenüberzustellen, was ist, nicht aus einer läppischen Selbstsuggestion heraus, sondern durch das Ersichtlich gewordene. Doch wie kann ich vermeiden, dass es in Vergessenheit gerät? In dem Moment, wo es mir aufleuchtete, mich stark machte, war es an Deutlichkeit nicht zu übertreffen, doch ein paar Schritte danach war es beinahe verflogen.

Woher ich komme,  
wohin ich gehe,  
bin ich am Wandeln.  
Stunde um Stunde  
Tag für Tag.

Dieses Vergehen ist, wie soll ich anders sagen –  
mystisch; was immer das auch ist. Man wirft seine  
eigenen Schatten. Es ist, als ob die Vergangenheit  
leise Schattierungen hinterlässt.

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung 2015 – Auszug

## WIDERMÄCHTE



Seit dem Frühjahr war ich dabei, östlich des Klausengartens Rankgitter für Kletterpflanzen aufzustellen. Ich bediente mich dabei etwa drei Meter hoher Douglasienbalken. Weil diese Rankgitter wellenförmig angelegt waren, wirkten sie leicht und beschwinglich. Insgesamt benötigte ich über 40 Balken, die je um 40 cm zu kürzen waren. Die Balkenhalter mussten mittels eines schweren Hammers in der Erde versenkt werden. Daran arbeitete ich seit Wochen – auch an jenem Montag, dem 17. August, für den Oliver am Nachmittag sein Kommen angekündigt hatte. Mit großer Mühe hatte ich am Vormittag sechs von zehn zu verarbeitenden Balken aufgestellt. Da ich nicht über die geeignete Säge verfügte, stellte das Kürzen der Balken einen kraftaufreibenden Akt dar. Gegen Mittag war ich erschöpft und hatte keine Lust mehr.

Nach dem Gebet folgte eine Mahlzeit, die aus Bohnen mit Speck bestand. Danach widmete ich mich bei einer Tasse Kaffee meiner aktuellen Lektüre, der *Mystik*, von Evelyn Underhill. Das 1928 erstmals in deutscher Übersetzung vorgelegte Werk galt als Klassiker der spirituellen Theologie. Ich freute mich seit langem darauf, das 700-Seiten-Werk in Angriff zu nehmen. Vor zwei Tagen hatte ich damit begonnen und war schon von den ersten Sätzen ausgesprochen fasziniert. Underhill versuchte dem Leser verständlich zu machen, dass die Welt des sogenannten gesunden Menschenverstandes nur eine Begriffswelt ist, mit der man sich nicht zufriedengeben sollte. Sie meinte, der Mensch täusche sich, wenn er glaubte, in Ruhe darin wohnen zu können. Tatsächlich sei dies ein Verharren in Unkenntnis der wahren Schätze des Lebens. Nur durch ein

erweitertes mystisches Bewusstsein sei es möglich, mit der wahren Wahrheit in Berührung zu kommen und damit Klarheit über den Sinn des Lebens zu erhalten. Sie war weiterhin überzeugt, dass die begrenzte Verstandestätigkeit des Menschen nicht das wirkliche Wesen selbst der einfachsten Dinge erkennen könne, ja, nicht einmal dessen Existenz beweisen konnte. Obwohl nur sehr wenige Menschen sich dieser Begrenzung bewusst seien und die meisten sie energisch leugnen würden. Nach Underhills Auffassung gab es jedoch einen Persönlichkeitstypus, der diese Begrenzung restlos erkannte und der in den Scheinwirklichkeiten, die die Welt der Normalmenschen ausmache, kein Genüge fand. Diese Menschen hätten das Bedürfnis, zur Wirklichkeit hinter dem Schattenspiel der Dinge vorzudringen.

Nachdem ich das Buch nachdenklich auf den Küchentisch gelegt hatte, zog es mich in den Garten, wo die restlichen vier Balken auf mich warteten. Es war ein wunderschöner Sommertag: Die Vögel dankten mir die kleine Wasserschale, die ich ihnen aufgestellt hatte, indem sie sich stritten, wer zuerst darin planschen durfte. Irgendwann in Bälde würde Oliver eintreffen. Das Gartentor stand als Zeichen des Willkommens offen. Unentschlossen betrachtete ich den Balkenhaufen. Schließlich entschied ich mich, den austreibenden Hainbuchen, die links vom Gartentor standen, zu Leibe zu rücken. Daran arbeitete ich eine ganze Weile. Gerade hatte ich mich gebückt, um im unteren Bereich der Pflanzen Hand anzulegen, als ich Oliver am Gartentor stehen sah – vielmehr, ihn dort stehen spürte. Ich drehte mich um und schaute ihn einen Moment

ruhig an, während er dort schweigend verweilte. Mein Blick fiel auf jemanden, der sich in Sphären jenseits der Normalmenschen weiter verloren hatte – oder gefunden.

Die beiden Welten seiner Freiheit und jener der Klein-Klein-Hamsterrad-Realität hatten sich in bester Absicht zu berühren versucht, waren aber nicht zusammengekommen. Seine Seele – das war für mich in diesem Moment der Begegnung nach fast einem Jahr deutlich – hatte in der Welt des Wohlstandbürgers keine Heimat gefunden, eher sich noch mehr von ihr entfernt. Ein Kranich auf seinem verspäteten Flug, dachte ich, dessen ganzes Leben eine lästige Zwischenlandung auf irgendeinem Flecken fremder Erde zu sein schien; und während er noch nach dieser und jener Garbe pickte, den Aufbruch in seine wahre Heimat herbeisehnte. Oder wie ein Ballon, der des Kontaktes zur Erde ledig, sich befreit von jedem Gewichte im ungehinderten Aufstieg Richtung Himmel befand – immer weiter, bis er den Blicken der Erdbewohner entschwunden sein würde; die ihm nachriefen, ihn zurückrufen, nach ihm winkten und in alledem nicht verstanden, was ihn trieb, was seine innerste Sehnsucht war.

Ich spürte, dass Oliver gekommen war, um Abschied zu nehmen. Schon bald, das wusste ich, würde er zu einer großen Reise aufbrechen – und er selber wusste es auch. Vielleicht zu einer langen Wanderung durch fremde Länder, länger als die drei Monate, die er 2013 unterwegs gewesen war. Oder ganz raus aus diesem zersiedelten und überbevölkerten Land, das gefühlt nicht das seine war: vielleicht nach Finnland oder Norwegen? Genau war

mir das Ziel seiner Tour – zu größerer Freiheit und Weite – nicht erkennbar. Er selbst ahnte es wohl mehr, als dass er es sah. Der Ausdruck seines Gesichts wirkte gequälter als im vergangenen Jahr und verhielt sich darin in merkwürdigem Widerspruch zur positiven Aura, die von ihm ausging.

Ich legte die Heckenschere beiseite, stand auf, wandte mich Oliver zu und sagte: „Irgendetwas ist anders.“ Er schmunzelte, strich sich über die Haare und erwiderte: „Ich habe die Haare jetzt kurz.“ „Steht dir“, antworte ich, „schön, dass du da bist. Die Franziskushütte ist offen, der Schlüssel steckt – du kennst dich ja aus. Ich hab hier noch zu arbeiten. Wenn du willst, kannst du mir nachher helfen. Diese vier Balken wollte ich noch aufstellen.“ „Klar, bis dann“, entgegnete Oliver und ging mit seinem kleinen Rucksack zur Blockhütte über.

Während Oliver in die Hütte verschwand, wandte ich mich wieder den Rankgittern zu. Mit einem Vorschlaghammer begann ich die restlichen Balkenschuhe in die Erde zu treiben. Als ich gerade den zweiten zur Versenkung ansetzte, kam mein Gast in den Klausengarten, betrachtete mit einem nicht zu definierenden Gesichtsausdruck mein Werk und sagte: „Ziemliche Balkenlage, die du da aufstellst.“ Der Anlass für die Rankgitter war der Plan, einen guten optischen Rahmen im unmittelbaren Umfeld der Klausen zu schaffen – den obligatorischen Klostergarten. „Mir schwebt so eine Art *Garten der Mystik* vor, in dem sich das innere geistige Leben der Eremitage in der Komposition des Gartens widerspiegelt“, antwortete ich.

„Schöne Idee“, erwiderte Oliver, und bückte sich, um mir den nächsten Balkenschuh zu halten. Wir standen auf, und er wollte wissen, wie er mir weiter zur Hand gehen könne. Ich wies auf die vier Douglasienbalken, neben seinen Füßen und sagte: „Wenn du willst, kannst du die noch kürzen. Der Meterstab und der Bleistift liegen da. Wir brauchen 260 Zentimeter Länge. Allerdings ist die Säge nicht besonders.“ Statt den Meterstab zu nehmen und so, wie ich es ihm erklärt hatte, die gewünschte Länge abzumessen und zu markieren, nahm er einfach den Abschnitt eines der schon gekürzten Balken, legte ihn auf das zu bearbeitende Holz und markierte es mit der Säge.

Mit erstaunlichem Geschick hatte er den Balken rasch durch und reichte ihn mir. Gemeinsam setzten wir ihn in die Fassung. Dann widmete er sich der weiteren Sägerei, unterdessen ich die restlichen Metallhalterungen im Sand verankerte. Wegen einer Baumwurzel entschloss ich mich, die dritte Halterung, leicht versetzt, diagonal statt rechtwinklig zu den anderen Balkenschuhen einzugraben.

Als Oliver den dafür vorgesehenen Stamm brachte und die verdrehte und separate Lage seines Standortes sah, musste er lachen. Und während wir den Balken in seiner Umschließung aufrichteten, sagte ich zu ihm: „Einer muss aus der Reihe tanzen, Oliver – das ist absolut wichtig. Das ist der Eremiten-Balken. Der darf auch nicht angeschraubt werden, sondern soll frei bleiben.“ Oliver musste immer noch lächeln und sagte: „Genau so hatte ich es mir gedacht, als ich es sah.“ Mit der Arbeit fertig, holte ich in der Klausenküche eine Flasche Apfelsaft und zwei Gläser.

Nachdem ich Oliver und mir etwas eingegossen hatte, fragte ich ihn: „Na, wie lief dein Leben so seit letztem Jahr?“ Nach der Aufheiterung von eben bewirkte meine Frage einen Rückfall Olivers in jenen leidenden Ausdruck, der ihn nie mehr ganz verlassen sollte. Nach einer längeren, nachdenklichen Pause antwortete er: „Es ist momentan sehr schwierig. Von allen Seiten höre ich ständig, dass ich was ‚machen‘ soll. Ehrlich, ich kann das Wort ‚machen‘ schon nicht mehr hören.“

„Du hast alles Mögliche ausprobiert und dich umgeschaut ...?“, erwiderte ich mit der Intention: War denn nichts dabei, was dir entgegenkam, was du hättest ergreifen können? Er verstand den Unterton meiner Aussage und erwiderte mit einer aus dem Herzen kommenden Eindringlichkeit: „Ich kann darin keinen Sinn erkennen – ich kann es einfach nicht.“

„Wir werden die Tage Zeit haben, über alles zu sprechen. Es ist jetzt 17.30 Uhr, ich gehe gleich beten. Um 19.00 ist Abendessen in der Klausen. Komm erst mal an, dann werden wir weiter sehen“, ermutigte ich meinen Gast freundschaftlich. Mit den Worten: „Ja, Jürgen, bis nachher“, machte er sich Richtung Gästedomizil auf.

Nach dem Vespergebet in der Kirche begann ich mit den Vorbereitungen für das Abendessen. Schon mittags hatte ich vorgesorgt und eine ausreichende Menge Speckbohnen vorbereitet – sie brauchten nur noch aufgewärmt zu werden. Die Tür der Eremitage stand derweil offen. Wesentlich unbekümmerter als vergangenes Jahr trat

Oliver zur verabredeten Zeit, ohne anzuklopfen, in die Küche.

Auch diesmal hatte er ein kleines Präsent mitgebracht, eingewickelt in ein grob kariertes Küchenhandtuch. Als ich es aufgefaltet hatte, fand ich meinen Marc Aurel darin. Das Buch in der Hand lehnte ich mich an den Küchenbord und schlug es mit den Worten auf: „Ah, mein Marc Aurel, du hast daran gedacht.“ Dabei öffnete ich zufällig das achte Kapitel und schaute auf den 18. Vers: „Was gestorben ist, fällt nicht aus der Welt. Wenn es hier bleibt, verwandelt es sich auch hier und löst sich in seine Bestandteile auf, die die Elemente des Kosmos und deine eigenen sind. Auch sie verwandeln sich und klagen nicht.“

„Was ist mit dem Handtuch? Nimmst du es wieder mit?“, fragte ich Oliver, nachdem ich das Buch still zugeklappt und auf das Bord gestellt hatte. „Auf jeden Fall, es gehört meiner Großmutter“, bekam ich zur Antwort. Und sogleich faltete er es sorgsam, ja fast andächtig zusammen und ließ es in seine Hosentasche verschwinden. Erst jetzt fiel mir auf, dass er sich umgezogen hatte und statt des seriösen blauen Hemdes von vorhin, ein dunkles Shirt mit irgendeiner weißen Aufschrift trug. Die lange graue Baumwollhose, hatte er mit einer Jeanshose eingetauscht, die ihm bis zu den Knien reichte. Während ich mich wieder dem Kochtopf zuwandte, blieb Oliver hinter dem Küchentisch, links vom Fenster an der Wand stehen und schaute mir schweigend zu. Er hatte sich in den zurückliegenden anderthalb Stunden verändert. Er schien wieder so ganz mit sich selber eins zu sein, wie ich ihn in der besten Zeit

in Überlingen erlebt hatte. Ungetrübt im Frieden, in verinnerlichter Ruhe, die sich fast zu verräumlichen begann, wirkte er geradezu glücklich.

Als ich mit dem Bohnentopf, an Oliver vorbei, in das Speisezimmer ging, entfiel mir: „Wenn ich dich so sehe, habe ich den Eindruck, dass es dir so schlecht nicht gehen kann“, und bekam zur Antwort: „Weil ich hier bin.“ „Aber du hättest doch schon viel früher mal auftauchen können...“, erwiderte ich. Seine Antwort: „Ja, ich weiß“, beendete diesen kurzen Dialog. Mit dem Essen nahm unsere heitere Stimmung zu. Mein Gast saß froh am Tisch und genoss die Bohnen mit dem kurzen Kommentar: „Ich mag Bohnen.“ Ich stimmte das Lied an: „Allein in Mexiko – Anita“, und ergänzte: „Oder irgendwie so: Ehrlich, Oliver, ich sehe dich schon in der mexikanischen Prärie sitzen, nachts am Lagerfeuer, mit Speckbohnen und Marc Aurel“, was er mit Lachen quittierte. Auf meine Frage: „Hast du das Buch überhaupt gelesen?“, bekannte er schlicht: „Hier und da reingeguckt.“ „Wenn du aufmerksam gelesen hast“, sagte ich, „wirst du gemerkt haben, dass dir niemand deine Freiheit nehmen kann. Es gibt so viel alternative Wege und für jeden eine passende Lebensform. Du wirst deine auch noch finden. Lass dich bloß von niemandem unter Druck setzen.“ „Ja“, gab er ermutigt zurück, und es wurde deutlich, dass genau diese Frage ‚was das Seine ist‘, bestimmender Bestandteil unserer Gespräche in den kommenden Tagen sein würde.

Jener erste, kürzere gemeinsame Abend war Einstimmung auf die Oliver sehr bedrängende Frage, wie er sich exis-

tenziell-gesellschaftlich aufstellen soll und wie das im Zusammenhang seiner starken geistigen Ausrichtung, seinem Hinterfragen der sogenannten Realitäten und seinen inneren Widerwillen gegenüber jedem ‚Machen‘ zusammenzukriegen sei. Wie ich es schon im vergangenen Jahr kommen sah, hatte sich die Schere auseinanderdriftender Kräfte weiter geöffnet, ohne dass ihnen der junge Wahrheitssucher etwas entgegensetzen konnte. Das war höchst bedenklich. „Ich muss morgen vormittags nach Neuruppin zum Einkaufen, möchtest du mitkommen?“, fragte ich Oliver, bevor wir auseinandergingen. „Ja, gerne“, bekundete er seine Bereitschaft. „Gut“, sagte ich, „dann treffen wir uns um 9.30 Uhr an der Garage.“

Der Idiotismus liegt wie dunkler Nebel in der Luft, einmal inhaliert, mehrt und verdichtet sich, Atemzug um Atemzug, seine Schlacke in euch und setzt sich fest.

Unwissenheit tötet junge Seelen!

Malträtiert durch die Gebärden des dumpfen Klanges der Dummheit, stehe ich vor euch.

Es war ein beschwerlicher Weg bis hierhin für einen jeden von uns. Denn auch ihr wart einst junge Seelen, voller Kraft, Liebe und Zuversicht. Doch die Unwissenheit bahnte sich ihre Wege zu euch, (zermürbt und zerschlagen, hat sie euch), um sich festzusetzen, sich im Gewand der Vernunft geltend machend.

Wer brachte sie? Woher kommt sie?  
Welchem dunklen Flecken ist sie  
entsprungen?

Wie ein trüber Nebel zog sie auf und blieb.

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung 2015 – Auszug

\*\*

Nach der üblichen Morgenmeditation und der Eucharistiefeier widmete ich mich beim Frühstück wieder der Lektüre von Evelyn Underhill. Aktuell machte sie in ihrem Buch die Brüchigkeit des naturalistischen Weltverständnisses anschaulich und erklärte, wie leichtgläubig es sei, das Augenscheinliche für das Wirkliche zu halten, – und dass es keinen zuverlässigen Maßstab gebe, nach dem wir unterscheiden könnten, was an den Realitäten, die uns umgeben, wirklich und was unwirklich sei. Die Maßstäbe, die wir hätten, seien rein konventionell und dienten nur der Bequemlichkeit, aber nicht der Wahrheit. Nach Underhill war es kein Beweisgrund, wenn jemand sagte, dass die meisten Menschen die Welt in ungefähr der gleichen Weise sahen und dies der wahre Maßstab der Wirklichkeit sei. Für die englische Philosophin handelte es sich bei dieser Auffassung nur um ein, aus praktischen Gründen gefasstes, Übereinkommen: Das einen gesunden Verstand haben heißt, die Halluzinationen unserer Nachbarn zu teilen. Augen und Ohren, so Underhill weiter, seien sehr begrenzte Sinneswerkzeuge. Jeder tendierte dazu, alles einseitig, durch seine spezielle Verfasstheit hindurch zu

sehen. So lebten nach ihrer Ansicht Künstler und Arzt, Christ und Rationalist, Pessimist und Optimist wirklich und tatsächlich in verschiedenen und sich einander ausschließenden Welten, nicht nur Gedankenwelten, sondern auch Wahrnehmungswelten. Jeder von uns würde das Weltall an einer anderen Stelle zerteilen. In jedem einzelnen Augenblick würden wir nicht das sehen, was ist, sondern das was wir sind. Der Geist, der nach Wahrheit sucht, sei in dieser wandelbaren und subjektiven natürlichen Welt mit Notwendigkeit auf ein – nach ihrem Verstehen – höheres, spirituelles Instrumentarium angewiesen. Mit einem inneren Schmunzeln schloss ich das Buch: Die Aussagen Underhills, weckten in mir unweigerlich Erinnerungen an mein erstes Gespräch mit Oliver im *Garten der Stille*.

Gegen halb zehn Uhr verließ ich die Klause – von meinem Gast war nichts zu sehen. Ich wartete einen Moment, ging dann zur Hütte und klopfte sanft an die Tür. Da ich keine Antwort erhielt, blickte ich durch das Fenster, sah Oliver noch im Bett liegen und klopfte abermals. Durch das zweite Klopfen erwachte er aus dem Schlaf, unterdessen es mich reute, ihn geweckt zu haben. Mit den Worten: „Ruh dich weiter aus, Oliver, ich fahre allein zum Einkaufen. Das ist OK“, machte ich mich auf den Weg.

Nach einer guten Stunde hatte ich meine Dinge in der Stadt erledigt und fuhr zur Eremitage zurück. Während ich auslud, kam Oliver zum Auto, um mir beim Tragen zu helfen. Es schien ihm peinlich, unseren gemeinsamen Termin verpennt zu haben, und er entschuldigte sich mit den

Worten: „Tut mir echt leid.“ „Du wirst es gebraucht haben“, antworte ich und ergänzte: „Du bist nicht hier, um Dienste zu erledigen, sondern um dich zu erholen. Versuche einfach ganz du selbst zu sein, das genügt vollkommen.“ Er schien erleichtert. Mit den Worten: „Ich danke dir, Jürgen“, nahm er eine der Einkaufstüten und brachte sie zur Klause.

Nachdem wir die Lebensmittel in der Küche verstaut hatten, machten wir uns daran, die Dächer der Hütten zu reinigen. Die Arbeit war Oliver vom letzten Jahr vertraut, doch entschloss ich mich, diesmal mit dabei zu sein. Jeder von uns beiden übernahm ein Dachteil, fegte und reinigte am jeweiligen Ort die Dachrinnen. Als ich gerade dabei war einen vertrockneten Ast vom Dach zu werfen, fragte mich Oliver: „Hast du den Tisch in der Küche selber gebaut, Jürgen?“ „Nein“, antwortete ich, „Ralf, ein guter Bekannter von mir in Süddeutschland. Er hatte einen Abi-Abschluss, entschied sich dann aber für die Tischlerei. Die hatte es ihm irgendwie angetan. Heute ist er Schreinermeister mit einer eignen kleinen Werkstatt und ziemlich unabhängig. Er hat seine Entscheidung nie bereut, obwohl er auch hätte studieren können.“ „Und, wie findest Du die Arbeit mit Holz?“, wollte mein Gast daraufhin wissen. Ich entgegnete, dass ich dieses Handwerk schön finde und selbst einige Zeit in einer Tischlerwerkstatt arbeitete und, wenn auch nicht den Küchentisch, so doch andere einfachere Möbel gebaut hätte. „Holz“, sagte ich zu Oliver, „ist ein organisches Material, bei dem du immer mit etwas Lebendigem in Beziehung stehst. Die Eigenart der verschiedenen Hölzer ist ausgesprochen faszinierend.“

Still hörte Oliver zu, ohne weiter darauf einzugehen. Stattdessen putzte er konzentriert an seiner Dachrinne herum und wechselte schließlich das Thema mit der Frage: „Wie ging es dir eigentlich in der Schule, Jürgen?“ „Was meinst du?“, wollte ich genauer von ihm wissen. „Na, das ganze System – was hat es dir gebracht?“, erwiderte er. „Ich hatte mich mit der Schule schwergetan“, gestand ich und führte weiter aus: „Ich bin wohl einer von den seltenen, von Natur aus fragend veranlagten Menschen, die sich mit dem Oberflächlichen nicht zufriedengeben konnten. Ich hatte als Kind den Eindruck, dass mich Wald, Wiese und Bach mehr und deutlicheres lehrten, als die vielen Worte der Lehrer. Immer wurde so getan, als wisse man alles. Die wirklich wichtigen Fragen wurden nicht behandelt: Es war nie Zeit dafür. Alles in allem war die Schule für mich eine große Enttäuschung.“ „Bei mir war es ähnlich“, sagte Oliver, „jedoch hatten wir einige richtig gute Lehrer, die durch ihre Art viel rüberbrachten.“ „Ja“, sagte ich daraufhin, „vielleicht war das der entscheidende Punkt, damit weiterzumachen.“

Nach der Arbeit auf dem Dach sagte ich zu Oliver: „Um 12.00 bete ich in der Kirche die Sext.“ „Ich bin dabei“, antwortete er. Etwa 10 Minuten später trafen wir uns dort. Mein Gast setzte sich, wie im letzten Jahr, aufmerksam in die erste Bank. Still lauschte er meinem Chorgebet. Danach verließ ich die Kirche durch die Sakristeitür. Oliver blieb sitzen –, auch dies wie bei seinem ersten Besuch in Lindow. Wegen des schönen Wetters hatten wir beschlossen, draußen zu essen. Gerade widmete ich mich dem Aufstellen des Tisches, als Oliver dazu kam. Er schien von

einem großen inneren Frieden erfüllt. „Da war sie wieder“, dachte ich, „diese Freiheit des Menschenkindes, das so mit sich selber, der Natur, und wenn auch vielleicht unbewusst, dem Grund der Natur eins war, ohne den leisesten Impuls zu haben, irgendetwas zu ‚machen‘ oder anders sein zu müssen als es war.“

Die Mahlzeit musste noch vorbereitet werden. Oliver assistierte in der Küche. Dabei kamen wir auf meine Erfahrungen im Franziskanerkloster zu sprechen. Ganz am Anfang meines geistlichen Weges war ich 1992 in einen Franziskanerorden eingetreten. Nach dem Noviziat, hatte ich die Gemeinschaft wieder verlassen. Später wurde ich Priester. Meinen Besucher interessierte alles, was mit meinen Klostererfahrungen zu tun hatte. Er war spürbar um die Lösung bemüht, den nächsten Schritt seines Lebensweges herauszufinden und dabei nun auch so etwas Außergewöhnliches wie den Weg in ein Kloster zu erwägen. „Das Klosterleben“, sagte ich ihm, „ist nicht leicht“, und ergänzte: „Die meisten Gemeinschaften sind überaltert und oft in einer schwierigen Verfassung. Die Kunst ist, unter der Vielzahl der Gemeinschaften, die für sich geeignete zu finden. Da muss jeder seine persönlichen Erfahrungen machen.“ Oliver nahm meine Rede interessiert auf. Die Salatsoße war fast fertig als er wissen wollte, wie man in einem Kloster aufgenommen wird. Ich erklärte ihm das ganze Prozedere der normalerweise ablaufenden Schritte: Erst einfacher Gast für ein paar Tage, dann wiederkommender Gast für längere Zeitabschnitte, danach Probezeit, darauf Noviziat und schließlich, wenn alles stimmig ist, erste zeitliche Gelübde. Während ich dies

sagte, wurde mir bewusst, welch einen langen Weg – inklusive der Taufe – Oliver einzuschlagen hätte, um bis ins Noviziat eines Klosters zu gelangen; aber dass es auch nicht unmöglich war, wenn er es denn wirklich wollte.

Da der Wissensdurst meines Besuchers in der Sache noch nicht befriedigt war, folgten weitere Fragen, die zu beantworten, ich mir Mühe gab. Schließlich sagte ich: „Oliver, jeder Abt würde dich bei deiner Intelligenz sofort zum Theologiestudium schicken. Da du ja nicht mehr studieren willst, wirst du einen abgeschlossenen Beruf brauchen: Kein Kloster wird dich ohne Berufsausbildung aufnehmen.“ Sichtlich überrascht erwiderte der Angesprochene: „Es genügt ein Beruf? – Ich ging davon aus, ohne Studium gehe es auf keinen Fall!“ Mit der Intention, die Salat-schüssel hinauszutragen, stellte ich sie vor meinen Gast auf den Tisch und erläuterte: „Ja! Wenn du nicht studieren willst, genügt irgendein Beruf, egal was: Bäcker, Imker, Gärtner oder eben Schreiner.“

Für Nachmittag, 15.00 Uhr, hatte sich Horst Borgmann zum Kaffee angemeldet. Borgmann war Vorsitzender jenes Stifts, das sich um die Erhaltung der Klosterruine am Wutzsee kümmerte, einer ehemaligen Zisterzienserinnenabtei, die im 16. Jahrhundert zu einem evangelischen Damenstift umgewandelt wurde. In nicht zu brechendem Engagement, entwarf er einen großen Plan nach dem anderen, um die Attraktivität des Standortes zu mehren – was in Bezug auf seine hünenhafte Größe ganz stimmig schien. Dass sein ewiges Leben nicht vom Gelingen all seiner Pläne abhängig war, war in wohlthuender Weise an

der Gelassenheit ablesbar, mit der er sein Scheitern – bei der einen oder anderen Sache – aufnehmen konnte. Aktuell ging es um die Verwirklichung einer weißen futuristischen Überdachung, für das seit einem Brand zum Himmel hin geöffnete Konventgebäude des Klosters.

Da Oliver noch arbeiten wollte, bat ich ihn, den Weg von der Kirche, runter bis zum Haupttor zu fegen. Eine Tätigkeit, die in der Regel etwa eine Dreiviertelstunde in Anspruch nahm. Bis Horst Borgmann eintraf, war Oliver mit Schubkarre, Besen und Schaufel ausgestattet. „Herr Borgmann wird vielleicht eine Stunde bleiben, dann können wir einen Spaziergang um den See machen, wenn du willst“, sagte ich. „Ja, sehr gerne“, antwortete er.

Das Gespräch mit meinem Besucher zog sich über die beabsichtigte Zeit hin. Zwischendurch entschuldigte ich mich unter einem Vorwand, um nach Oliver zu schauen. Als ich bei der Eiche diskret Richtung Haupttor hinunterblickte, sah ich, dass Oliver gerade einmal die Hälfte des Weges geschafft hatte.

Aber fegte er überhaupt? – Oder war das, was er dort tat, die vollendete Einheit von Weg, Besen, Natur und ihm selbst? „Welche vollkommene Versunkenheit, die er dort mit seinem Besen ausstrahlte“, dachte ich – und weiter: „Wäre er jetzt im Japan des 13. Jahrhunderts und Leute würden ihn so sehen, sie würden mit einer Sänfte herbeieilen, Blüten über ihn werfen und zum Abt eines nahegelegenen Klosters machen. In unserer jetzigen aufgeklärten Gesellschaft würde er nicht einmal eine Stelle bei den

städtischen Reinigungsbetrieben bekommen; er wäre schlicht zu langsam. Und nur das würde durch einen auf Effizienz getrimmten Blick wahrgenommen.“

Nachdenklich ging ich zum Kaffeetisch zurück. Nach einer weiteren halben Stunde war unser Gesprächsstoff erschöpft. Der Eingeladene drängte zum Aufbruch. Wie es meine Gewohnheit ist, begleitete ich den Gast zum Grundstückstor. Als wir den Weg zur Pforte hinabgingen, begegneten wir Oliver, der inzwischen ein ganzes Stück weitergekommen war. Ich hielt kurz an, stellte die beiden gegenseitig vor und verabschiedete dann Horst Borgmann. Anschließend ging ich zu Oliver zurück, um ihm für seine Hilfe zu danken: „Der Weg ist hervorragend geworden. Du hast dir gründlich Mühe gegeben. Vielen Dank, das ist eine große Hilfe für mich.“ „Etwas brauche ich noch, dann können wir gehen, Jürgen“, gab mir mein Gast bescheiden zurück. Ich erwiderte: „Gut, ich habe auch noch aufzuräumen. Melde dich, wenn du so weit bist.“

Warum ist da diese quälende Hast?  
Warum nicht dieses Vertiefende?

Ich kenne keinen Menschen  
bei dem nicht dasselbe vorherrscht,  
wirklich bei keinem.

Keiner in völliger Hingabe,  
völlig stabil, für andere eine Stütze,  
in dessen Anwesenheit man sich beruhigt

und entschleunigt fühlt.

Sind denn alle Menschen so verderbt? So hinhudelnd?  
Gar nicht mehr in Betracht ziehend,

dass mit ihnen etwas gewaltig nicht stimmt?

Seht ihr denn nicht, worauf wir hinlaufen?

In dieser sterilen, verwundeten Welt,  
– wo nichts mehr rein und pur.  
Wir leben in so niedrigen Anschauungen,  
dass es weh tut.

Wir leben in so geringen Anschauungen,  
das es weh tut.

Katalysiert im Geiste  
was bleibt  
ist der Ruß  
auf dem Papier

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung – Auszug

Gegen 17.00 Uhr entschlossen wir uns den östlichen Pfad am Wasser entlang bis zur Badestelle zu gehen – wie schon im vorherigen Jahr. Von dort führte ein Höhenweg durch den Wald zurück zur Klause: ein Rundweg also.

Unser ganzes Gespräch kreiste im ersten Abschnitt unseres Spaziergangs um den Dualismus von Licht und Finsternis, im eigenen Sein. Vor dem Hintergrund seiner positiv geistigen Erfahrungen, deren Gipfel das lichtmystische Erlebnis um 2013 war, hatte Oliver schon damals, wie dann im Folgenden, zunehmend widerstreitende Kräfte in sich zu spüren begonnen. Es war ihm vollkommen klar, dass in ihm ein neuer Mensch geboren werden wollte, der die Schlacken, Unreinheiten und Unreifen des alten Menschen zu überwinden hatte. Dies war schon Thema anderer Gespräche zwischen uns gewesen. Doch wie bei einer aufsteigenden Spirale, wo immer wieder die gleichen Wegmarken auf einer neuen Horizontlinie des Bewusstseins auszuloten sind, musste sich Oliver der Situation seiner seelisch-geistigen Polarität, den Kräfteverschiebungen, die er in sich spürte, unter neuen, aktuellen Vorzeichen, stellen.

Das Thema der inneren Polarität, das er bei unserem Spaziergang um den See eröffnete, blieb dann auch roter Faden in fast allen folgenden Gesprächen, bis zu seiner Abreise am übernächsten Tag, dem 20. August 2015. „Der Weg jener Menschen, die eine besondere Gnade erfahren oder eine höhere Bewusstseinsstufe erlangen, ist in den aktuellen, neumythischen Filmen ganz gut beschrieben“, sagte ich zu Oliver. Zeitgleich entfernten sich einige Enten aufgeschreckt, wild flügelschlagend vom Seegestade. Mein Begleiter stellte fest: „Zum Beispiel im Film *Herr der Ringe*“. „Ja“, antwortete ich, „der Empfang einer großen Verantwortung, führt den Träger des Ringes in einen wichtigen Individuationsprozess, in dem er seine unbe-

wussten dunklen Seiten erkennen, sich ihnen stellen und schließlich überwinden konnte. Nur so war es Frodo möglich, die letzte Bootsfahrt in das ewige Reich des Lichtes oder der Unsterblichkeit anzutreten; das meint, vollkommene Befreiung zu erlangen.“ „Dem stimme ich ganz und gar zu, Jürgen. Meine Erfahrung ist, dass der wiederkehrende Kampf mit dem eigenen Schatten unglaublich anstrengend ist. Er kostete so viel Kraft“, offenbarte sich mein Gegenüber. „Wo Licht ist, da ist auch Finsternis. Doch bist du nicht allein, Oliver, – gehst keinen Weg, den nicht andere schon vor dir gegangen sind oder jetzt gemeinsam mit dir gehen. Niemand kann seinem Schicksal, seiner Bestimmung entfliehen, auch du nicht. Nur wenn du dich dem geistigen Kampf stellst, hast du eine Aussicht zu siegen“, warf ich ein. „Manchmal komme ich mir vor, wie Luke Skywalker in *Krieg der Sterne* – im Ringen mit der dunklen Macht...“, gestand Oliver. Im Wasser, gleich neben ihm, putzte sich ein Schwan ungestört die Federn. „Die dunkle Macht ist der natürliche Schatten der lichten Seite: Ist deren Kraft gebändigt, deren Energie gereinigt, steht sie unter dem Gesetz des Lichtes und verselbständigt sich nicht in Wirkbereiche des Unheils. Übrigens ist *Krieg der Sterne* ein weiterer Film, der den notwendigen geistigen Kampf mit der eigenen dunklen Seite gut anschaulich macht“, führte ich auf die Bemerkung von Oliver aus.

Wir führten den Austausch um diese Fragen ungebrochen weiter und erreichten schließlich den angestrebten Strandabschnitt. Ungestört verweilten wir in Stille am Seeufer. Das zurückliegende, anspruchsvolle Gespräch forder-

te eine Pause. Im Westen neigte sich die Sonne dem Horizont zu. Ein langer, glutroter Streifen ihres warmen Abendlichtes, ergoss sich über die spiegelglatte Fläche des Sees, bis zu uns hin. Gedankenlos durchdrang mein Blick das seichte Gewässer vor mir, bis er an einem kleinen Gegenstand haften blieb. „Da liegt etwas im Wasser“, sagte ich, mehr zu mir selbst als zu Oliver gewandt, der zwei Schritte hinter mir die Abendstimmung genoss. Unmittelbar an der Wasserkante des Sees beugte ich mich nieder, um das Ding genauer sehen zu können. Oliver, der meine Worte gehört hatte und sah, dass ich mich dem Wasser zuwandte, machte einen Schritt nach vorne und stand nun unmittelbar hinter mir. „Es ist ... – eine Münze!“, sagte ich überrascht und griff nach ihr. Oliver beugte sich in höchster Aufmerksamkeit nun ebenfalls nach vorne und starrte auf den Gegenstand in meiner Hand. Ich stand mit dem kleinen Geldstück auf und sagte: „Sie ist ..., total verrostet.“ Oliver starrte weiter wie fixiert auf den verwitterten, unansehnlichen Gegenstand. Wie einen Kultgegenstand hielt ich die Münze der untergehenden Sonne entgegen. Gleichzeitig kratzte ich prüfend mit dem Fingernagel des rechten Daumens an ihrer Oberfläche. Oliver schaute darauf, als vollzog sich jetzt, in diesem Augenblick, ein Richterspruch an ihm. „Es ist unfassbar!“, rief ich erstaunt aus, „sie ist komplett erhalten ... – sie glänzt golden! ...Es ist ein 5-Pfennig-Stück.“ Ungläubig schauten wir beide auf das Kleinod, das nach leichtem Abreiben, wie eine Neuprägung erstrahlte, quasi wie frisch aus der Presse. „Nimm du sie, Oliver. Ich schenke sie dir“, sagte ich zu meinem Begleiter. Der holte ein kleines Taschentuch aus der Hosentasche, wickelte die Münze, wie eine Reliquie,

darin ein und verstaute sie andächtig in jener Tasche, aus der er das Tuch geholt hatte. Dann begaben wir uns schweigend auf den Rückweg.

Nach einer Weile schien es mir stimmig, die konkret-praktische Lebenswirklichkeit Olivers anzusprechen. Ihr hatte er sich bald in irgendeiner Weise zu stellen. Dass ihn die Frage nach dem ‚wie‘ beschäftigte, war überdeutlich. Als ich mich nach einiger Überlegung entschloss, unser Gespräch in diese Richtung zu eröffnen, war mir nicht ganz klar, ob ich ihm hierin wirklich eine Hilfe sein könnte, fühlte aber den Drang, es wenigstens zu versuchen.

„Du willst also schon am Donnerstag abreisen?“, fragte ich Oliver. „So habe ich es geplant“, gab er knapp zur Antwort. „Von mir aus kannst du gerne bis Samstag bleiben.“ „Ja, das sagtest du ja schon. Ich denke, ich werde dennoch am Donnerstag aufbrechen“, erwiderte er ruhig. Aus einem Grund, den nur Oliver wusste, wollte er am Donnerstagvormittag, dem übernächsten Tag, wieder abreisen. Bis Samstag zu bleiben – wozu ich ihn schon bei seiner ersten Anfrage einlud – konnte er sich nicht entschließen. „Wie wird es mit dir nach deiner Abreise weitergehen? Hast du was Konkretes vor?“, griff ich meine Rede wieder auf. „Ich hatte überlegt, mit einem Freund nach Norwegen aufzubrechen – für ein paar Monate, hat sich aber leider zerschlagen“, erzählte Oliver. „Hätte ich mir gut für dich vorstellen können. Was wirst du stattdessen tun?“, bohrte ich weiter. „Von den Praktika habe ich genug. Berufsmäßig werde ich dieses Jahr auch nichts mehr beginnen ... – werde also erst mal bei meiner Verwandtschaft bleiben, auch

wenn die mich ständig bestürmen, ‚endlich was zu machen‘. So wird es wohl laufen ...“, entfuhr es ihm leicht erschöpft. „Findest du es eine gute Idee, den ganzen Winter bei deiner Verwandtschaft herumzuhängen? Hast du nicht einen Ort, wo du die Monate unabhängiger sein kannst, wo du für deine Zukunft einen Plan B entwerfen oder ein gutes geistiges Thema bearbeiten kannst?“, insistierte ich ungerührt und fügte an: „Totale Untätigkeit ist auch für den geistigen Weg eine Gefahr. Du kannst von den guten geistig kontemplativen Phasen in eine Stagnation fallen, in der sich alle ungunstigen Kräfte gegen dich wenden.“ Da Oliver darauf nichts erwiderte, führte ich meine gut gemeinten Ratschläge weiter aus. Ohne es zu beabsichtigen und zu merken, rutschte ich von meiner Rolle des Freundes und geistigen Begleiters in den sorgerefüllten Tenor seiner nahen Verwandten: „Zu meiner Zeit hat man in ähnlichen Situationen irgendwas an der Hochschule belegt – egal was. Hauptsache erst mal halbwegs unabhängig sein. Es gibt so viele interessante Fächer, von denen aus man dann Dinge weiter entwickeln kann ...“. „Irgendwas?“, wiederholte Oliver lächelnd.

Indes war ich dermaßen in die Rolle des sorgenden Vaters abgestürzt, dass ich nicht mehr zu bremsen war. Auf seine höfliche Erwiderung, erzählte ich ihm die Erfahrungen eines nahen Verwandten, der unbedingt Biologie studieren wollte und auf eine zwei Jahre dauernde Warteliste kam. „Als er dann endlich seinen geliebten Studienplatz bekam“, sagte ich zu Oliver, „hatte er nach zweijähriger Rumhängen keinerlei Disziplin mehr, um den Studienalltag zu bewältigen.“ „Und was wurde aus ihm?“, wollte

mein Begleiter wissen. „Er hatte jahrelang als Fensterputzer gejobbt, bis ihm der Absprung in was Besseres gelang. Immerhin verdiente er damit sein Geld und konnte, gegenüber seiner Verwandtschaft, unabhängig sein“, gab ich zur Antwort. „Da bleibe ich erst mal bei meinen Angehörigen“, folgerte Oliver stoisch. Als er das sagte, hatten wir gerade eine Kurve, auf dem von lichten Kiefern gesäumten Weg, durchquert. Gegenüber einem großen Ameisenhaufen blieb ich stehen und sagte eindringlich zu meinem Gesprächspartner: „Oliver! Du kommst mir vor wie ein Jungvogel, der sich zu der alten Eierschale aufmacht, aus der er schon längst entschlüpft ist. Auch wenn du dir hundertmal eine Eierschalenhälfte auf den Kopf setzt, passt du da nicht mehr rein – dahin kannst du nicht mehr zurück. Das überfordert deine Angehörigen und vor allem dich selbst.“

Zu meiner Überraschung fing Oliver heftig zu lachen an und sagte: „Das Bild ist zu komisch, aber es stimmt wirklich, Jürgen. Das trifft es irgendwie genau.“ Dabei schien mir keine Ironie oder Verbitterung in seiner Stimme mitzuschwingen, eher kam ein gesteigertes Verständnis für seine Situation und die seiner Angehörigen zum Ausdruck.

Nie zuvor hatte ich Oliver so unmittelbar mit unangenehmen Aspekten seiner existenziellen Situation konfrontiert – um den Preis, meine Neutralität gegenüber seinem Weg einzubüßen. Damit war der Scheitelpunkt dieser Gespräche überschritten. Nunmehr stumm, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend, erreichten wir das Eingangstor

der Eremitage. Als ich mich zu meinem Briefkasten wandte, um nach der Post zu sehen, sagte Oliver: „Diese Art Gespräche möchte ich mit dir nicht mehr führen, Jürgen – das war mir zu viel.“ Er sagte dies ganz gesammelt, ohne jeden Ausdruck von Groll oder sonst einer negativen Notation. „Wenn du es nicht möchtest, brauchen wir über das Thema nicht mehr zu sprechen“, erwiderte ich freundlich. Gleichzeitig empfand ich einen Schmerz darüber, dass Oliver, der geistig so reich beschenkt war, einen notwendigen Aspekt seiner Lebenswirklichkeit so wenig ernst nahm. Ihn möglicherweise sogar zu verdrängen schien mit allen ungunstigen Konsequenzen, die sich daraus ergaben. Gleichwohl entschied ich mich dieses Thema nicht mehr anzusprechen.

Was ist das für eine Zeit, in der wir leben?

Was hat sich in den letzten Generationen getan?

Ich weiß, Fragen aus einer bestimmten Ecke.

Überall Beton, jeder fährt Auto, überall  
Automaten, Werbung.

All dies geschieht schleichend,  
wir machen Bachelor in irgendetwas.  
Die Zeit hat ihre Coolness verloren.

In der Begeisterung steckt das Glück,  
sich in etwas reinzudenken, etwas nachzuempfinden,  
in der Verästelung, Tiefe und Breite.  
Aber ausschließlich unter dem Gefühl getragen zu  
werden, unter Begeisterung und Freude, empfängt

man neue Einsichten, Verhältnisse und Beziehungen, Möglichkeiten.

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung – Auszug

Wie all die Tage davor war es ein schöner warmer Sommertag. Es lag nahe, den Abend draußen zu verbringen, bei einer kleinen Mahlzeit und etwas Wein. Nach dem Aufschließen der Klause betraten wir die Küche, wo wir den weiteren Ablauf des Tages besprachen. „Ich lass hier alles offen Oliver, und gehe jetzt in die Kirche, die Vesper beten, anschließend meditieren. Sollen wir uns gegen 20.00 Uhr bei dir auf der Terrasse treffen?“, fragte ich Oliver. „Ja gerne, Jürgen. Kann ich schon etwas für nachher vorbereiten?“, fragte er zurück. „Wenn du möchtest, du kennst dich ja inzwischen aus. Wir sehen uns also in etwa einer guten Stunde“, antwortete ich und entschwand durch die Tür des Besucherzimmers in die Kirche. Oliver zog sich erst mal in seine Wohnstatt zurück.

Nach dem Chorgebet ging ich unter die Dusche. Anschließend praktizierte ich dann 40 Minuten gegenstandslose Meditation. Sie erfrischte und zentrierte mich – führte mich in Berührung mit jenem Geheimnis, das unser Leben und das des ganzen Universums trug, nährte und erhielt. Durch und durch belebt, machte ich mich auf den Weg in die Küche. Wie ich schon im Obergeschoss hörte, werkelte mein Gast bereits am Abendessen. Bei meinem Eintritt in den Raum fiel mein Blick auf das 5-Pfennig-Stück, das ich im See gefunden hatte und das jetzt auf dem Küchentisch

neben der Kerze lag. Wie beiläufig sagte ich zu Oliver, der gerade dabei war, Brot aufzuschneiden: „Wolltest du die Münze nicht behalten?“. Etwas überrascht antwortete er: „Ach, sie ist hier doch gut aufgehoben, Jürgen“, und wandte sich dann wieder der Bereitung des Mahles zu. Da es mir von keiner großen Bedeutung schien, weiter darauf einzugehen, ließ ich es. Stattdessen, half ich meinem Besucher, Geschirr und Naturalien zur Franziskushütte zu bringen.

Nachdem wir uns mit Bechern, gefüllt mit gutem Weißwein, zugestrotzt hatten und die ersten Bissen unseres gemeinsamen Essens genossen hatten, eröffnete Oliver das Gespräch mit der Frage: „Was glaubst du, Jürgen, was ich machen sollte?“ Auf alles war ich gefasst, nur nicht darauf, dass Oliver gut zwei Stunden, nachdem er unmissverständlich deutlich gemacht hatte, über dieses Thema nicht mehr reden zu wollen, es jetzt frontal eröffnete. Tatsächlich sollte sich überraschend eine Fortsetzung unseres Gesprächs von vorhin anschließen. In einer zweiten Runde, schonungsloser noch als in der ersten, legten wir verschiedene Fragen und Möglichkeiten der existentiellen Ausrichtung Olivers auf den Prüfstand.

„Bei der Freiheit, die du besitzt, ist es gar nicht so entscheidend, was du tust, Oliver. Zuallererst geht es um das Sein, nicht um das Machen“, antworte ich. „Sag das mal meinem Vater“, resümierte er. „In gewissem Sinne“, erwiderte ich, „hat dein Vater recht und du solltest die Sorge deiner Angehörigen verstehen. Die sehen dich doch schon bei Hartz-Vier. Es gibt viele alternative Lebenswege,

die du einschlagen kannst, in denen dir größte Unabhängigkeit möglich ist. Wie du auch leben willst, es wird sich unweigerlich die Frage nach den nötigen Mitteln für deinen Weg stellen. Ganz ohne Geld geht es kaum. Da du, aufgrund deiner moralischen Qualitäten, nicht mit einem Strumpf über dem Gesicht eine Bank ausrauben wirst und auch nicht zu erwarten ist, dass dir eine reiche Tante aus Amerika ein Schloss und 20-Millionen vererbt, wirst du dir etwas einfallen lassen müssen. Etwas, was dir am ehesten entgegenkommt.“

„Die Sorgen meiner Verwandten nehme ich sehr genau wahr, Jürgen“, bekam ich unmittelbar darauf zur Antwort und weiter: „Manche von ihnen glauben inzwischen, dass ich nicht mehr richtig ticke. Gelegentlich werde ich schon seltsam angeguckt.“ Kaum zu Ende gesprochen stand Oliver vom Tisch auf, verzog das Gesicht und verdrehte die Augen, um mir vorzumachen, mit welcher Art Blicken er es zu tun hätte. Kaum dass er die Mimik aufgesetzt hatte, musste zunächst er, sodann auch ich in Gelächter ausbrechen. Schließlich fing ich mich wieder und sagte zu meinem Gast: „Oliver, je mehr deine geistige Kraft zunimmt, je mehr du deine inneren Zustände auszutragen hast, desto befremdlicher wirst du deinem Alltagsumfeld erscheinen, das weder sehen noch verstehen kann, was du siehst und verstehst. Du musst das begreifen – du lebst in einer anderen, von besonderen geistigen Wirklichkeiten und philosophischen Fragen bestimmten Welt, die nicht die ihre ist. Meines Erachtens, bist du dort am komplett falschen Platz und auch deine Versuche, Brücken von deiner zu ihrer Welt zu bauen, wird dir zumindest in die-

sem Stadium deiner Suche nicht gelingen – eher alles noch verschlimmern und die Entfremdung zwischen euch verstärken.“ „Ja! Was aber soll ich machen, wo ich keinen Sinn darin sehe, etwas zu machen?“, entgegnete Oliver in aller Seelenruhe, immer noch mit einem Anflug von Heiterkeit.

„Auch wenn man nichts macht, muss man wissen, wie man es macht: das, Nichts-machen. Künstlerische Ambitionen eröffnen weite Horizonte. Malerei zum Beispiel oder die Musik, Dichtkunst oder literarisches Schaffen können in jeder Hinsicht Freiheitsräume bieten, in denen du dich sehr individuell entfalten kannst“, antwortete ich und ergänzte: „Spürst du nicht eine Begabung, eine Leidenschaft zu einer dieser Richtungen? – etwas Besonderes, wohin es dich zieht?“. Oliver ging einen Moment konzentriert in sich, überlegte und gab ein stilles, „Nein“, von sich, fast als schäme er sich über seine schlichte Einfachheit, der jeder Ansporn zu kleinen wie zu großen Taten oder künstlerischen Aufbrüchen fehlte. Ich gab mich damit nicht zufrieden und hakte mit der Frage nach: „Aber irgendetwas muss es doch geben, was dir besondere Freude macht, was du am liebsten tust, was dich besonders erfüllt?“ Nach einer längeren Pause sagte er zögerlich: „Ja, gehen ..., ohne besonderes Ziel – einfach losgehen ... Das ist für mich das Schönste: An Waldrändern und Wiesenhainen entlang, wo man auch manchmal Tiere sieht... unter Obstbäumen hindurch, den Vögeln lauschen kann und dann an einem unzerstörten Bachlauf sitzen ...“

Nichts war stimmiger in jenem Augenblick, nichts ehrli-

cher als diese Selbstoffenbarung Olivers. Sie war Ausdruck einer Sehnsucht nach Einheit mit der ungebrochenen Schönheit der Natur, was nichts anderes war als die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies. Seine Worte machten mich schweigend, obwohl sie mich überhaupt nicht überraschten, sondern um ein weiteres Mal sein Alleinheitsstreben, Alleinheitsbewusstsein zum Ausdruck brachten, unbeschadet all der Kämpfe, die er aktuell durchzustehen hatte. Das, von dem er eben in einem kurzen verkürzten Moment sprach und wie er davon sprach, war seine wahre Heimat, und die war nicht von dieser Alltagswelt – ihm aber auf einer ganz anderen Ebene erfahrbar geworden.

Eine ganze Weile nippte ich still an meinem Wein – kam mir bei meinen klugen Versuchen, Oliver bei der Suche nach Pfaden durch die niederen Lebensrealitäten zu helfen, reichlich dumm vor. Irgendwann sagte mein Gast: „Du meinst also, ich sollte mich von meiner Verwandtschaft lösen? – Ist es das, was ich deiner Ansicht nach machen soll?“ Ich stand vom Stuhl auf, verließ die Terrasse und stellte mich auf die Wiese vor der Hütte. Nach einiger Überlegung sagte ich zu Oliver: „Keiner kann dir sagen, mach dies oder mach das. Du musst es selber herausfinden ... – dabei neue Kräfte entdecken. Es ist ein Weg. Es ist dein Weg der Suche, dem du dich ganz stellen musst. Wenn du voranschreitest, wirst du feststellen, dass sich der Horizont weitet. Es ist dein Leben! Keiner kann dir sagen: „Oliver, mach das oder das“, wenn es dich nicht selbst dahinzieht. Was deine Verwandtschaft anbelangt, bist du wie ein Adlerjunges, das den Abflug nicht schafft,

aber dem alten Nest schon lang entwachsen ist. Jeder verzweifelte Versuch deiner Vogeleltern, dir das Fliegen beizubringen, endet damit, dass du dich nach beeindruckendem Entfalten deiner Flügel und einem gekonnten Sprung aus dem Hort an dessen Unterseite klammerst, um flügelahm wieder hineinzukriechen. Dort angekommen, müssen es die anderen naturnotwendig mit der Angst zu tun bekommen, denn der junge Adler ist inzwischen viel zu groß für das Nest, und den Himmel zu erstürmen – seine Bestimmung.“

Im Anschluss an meine Rede erwogen wir im Sinne eines Brainstormings unterschiedlichste Möglichkeiten und Lebensmodelle für ihn, sogar in Mecklenburg eine Schrottimmoblie zu kaufen und dort als Eremit zu leben. Dem stand aber der Hang Olivers zu einem Gemeinschaftsleben entgegen. So streiften wir um ein weiteres Mal Aspekte des klösterlichen Daseins, die Notwendigkeit einer Berufsausbildung als Voraussetzung dafür und verschiedene Vorteile des Tischlerhandwerks. Oliver ging an diesem Abend ganz darin auf und erwog fortwährend alles Mögliche hin und her, bis ich schließlich zu ihm sagte: „Oliver, viele brauchen mehrere Anläufe, bis sie das ihre finden. Für jemanden in deinem Alter ist das überhaupt kein Drama ...“ „Es beschäftigt mich zurzeit schon sehr stark“, gestand sich mein Gast ein. „Vielleicht machst du dir auch einfach nur viel zu viel Gedanken“, entgegnete ich. Erschöpft und doch erleichtert antwortete er in ermatetem Ton: „Ich glaube, du hast recht, Jürgen.“

Ich setzte mich auf meinen Stuhl zurück und goss uns

etwas Wein nach. Kurz bevor wir auseinandergingen, sprachen wir noch über Menschen, deren Lebenswege von intensiver religiöser oder philosophischer Suche begleitet waren. Ich sagte: „Manche dieser Wege nahmen einen äußerst komplexen Verlauf – mit ungeahnten Krisen und Brüchen.“ „Wie bei Franz von Assisi“, erinnerte sich Oliver. „Ja, ein guter Vergleich, antwortete ich“ und fügte hinzu: „Gerade die Heiligen machten einen geradezu vergleichbaren Weg von Krisen und Umbrüchen auf ihrem Weg zur Vollkommenheit durch: Paulus, Augustinus oder in neuerer Zeit, wenn auch nicht von unserer Kirche heiliggesprochen, Thomas Merton.“ „Wer war er?“, wollte Oliver genauer wissen. „Thomas Merton“, erklärte ich, „war ein berühmter amerikanischer Trappist aus dem Kloster Getsemani in Kentucky, USA. Er hatte eine ziemlich zerrissene Kindheit. Seinem politischen Engagement als Kommunist folgte eine starke innere Bekehrung. Vor Eintritt Amerikas in den Zweiten Weltkrieg, wurde er Mönch. Bald darauf schrieb er seine Biografie *Der Berg der sieben Stufen*. Die war wochenlang auf vielen Bestsellerslisten und ist bis heute immer noch sehr lesenswert. Sie steht übrigens in deiner Hütte in deutscher Übersetzung im Regal.“ Mein Gast hörte gebannt zu. Dann stand ich auf und ging zur Eremitage, während Oliver gedankenversunken auf seinem Platz sitzen blieb.

In meinem Leben läuft nicht alles glatt,  
ist nicht alles toll.

Das schätze ich, versuche es zumindest.

Du musst ins Dunkel, um das Licht zu kennen.

Viel zu oft, – scheinbar – stehe ich im Licht, doch schätze

es nicht.

### Synchronisation der Welten.

Der Geist stellte heut gegenüber, und zwar meine enorme  
Begeisterungsfähigkeit, die ein starkes rasches Aufleben  
erfährt,  
um kurze Zeit danach in Vergessenheit zu geraten.  
Nicht die Begeisterungsfähigkeit, sondern das Objekt.

Der Abklang des Sommers,  
Abschied liegt in der Luft,  
Das bedrückende Gefühl der Ungewissheit.

Das Leben ist durchtränkt mit allen Farben,  
geformt in allen Formen.

Erschütterung des eigenen kleinen Weltglaubens.  
– fehlende Berücksichtigung –  
Im Aufblühen und Verwelken,  
Die Verabschiedung des Momentanen.

Ich lebte aus der Sicherheit heraus; wann?  
Die letzten Tage besonders; ein „gut aufgehoben sein“  
war mir inne, nun schiebt sich etwas Fragiles, Ungewisses  
dazwischen,  
stellt mich auf die Probe.

Alles, an das man sich versucht zu halten,  
möglicherweise völlig unbewusst, schwindet.  
Erst dann wird einem bewusst, an was man sich hielt.

Ich spüre den Abschnitt, es ist anders.  
So auf mich blickend, auf vergangene Tage,  
die unterschwellig genährt waren von dem Gefühl:  
das bin ich;  
verlieren ihre absolute Gültigkeit,  
denn alles, was erschien, kroch aus diesem Gefühl,  
ich setzte mich mit dem Erschienenen gleich,  
doch nun ist es fort und ich bin immer noch da.

Hältst Du dem Leben stand?  
Oder knickst Du ein und erfährst Deine Pein?  
Woher kommt die Kraft des Standhaften?  
Woher die Schwäche des Gerafften?

Ich nenne es: Grundgefühl ist vorausgesetzt.

Auf dieses Gefühl beziehen sich  
alle Ansichten und Überlegungen und Handlungen.  
Es ist selbstverständlich, scheinbar schon immer  
gegenwärtig.

Es verlockt zu leichtfertigen Feststellungen, bspw. etwas  
so oder so anzugehen. Mit diesem Gefühl mag das alles  
gangbar sein, jedoch im Austausch des Grundgefühls  
wirken die einst in voller Überzeugung posaunten  
Deutungsarten hohl und haltlos.

Eitel? Ist Eitelkeit das, was stört?

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung – Auszug

Die Sonne schien durch die Fenster der Eremitage. Sie tauchte den Raum des oberen Stockwerks, die Klausur, in wärmendes, gleißendes Licht. Ich hatte gerade die Messfeier beendet und schickte mich zum Frühstück an. „Wieder ein schöner Sommertag“, dachte ich. Bei einem kurzen Blick aus dem Fenster sah ich, dass Oliver schon am Frühstück war. Er hatte sich mit dem kleinen Tisch von seiner Terrasse und einem Stuhl hinter die Hütte in die Sonne gesetzt. Er schien komplett entspannt die zunehmend wärmenden Strahlen zu genießen, regelrecht darin zu baden. Da ich an diesem Tag einiges Schriftliches zu erledigen hatte, sollte er den Vormittag allein verbringen. Ohne dass ich es von ihm erwartet hätte, entschloss er sich, die Reinigungsarbeiten auf den Hüttendächern abzuschließen. Dienstags waren wir damit nicht fertig geworden. So geschah es. Ab und an, wenn ich aus meinem Fenster blickte, sah ich ihn gesammelt, in großer Ruhe sorgfältig sein Werk vorantreiben – wiederum in jener, mir schon oft aufgefallenen meditativen Haltung, die eine Atmosphäre großen inneren Friedens transportierte.

Gegen Mittag kochte ich Tee, nahm zwei Tassen und die Kanne sowie die Büchse mit Keksen und trug sie nach draußen. Einen Sonnenplatz brauchte man inzwischen nicht mehr zu suchen. So wählte ich den Tisch direkt neben der Klause. Er war von jenen Hainbuchen umrahmt, an denen ich arbeitete, als Oliver eintraf. Links davon stand eine alte dunkle Parkbank, die ich mehr als Ablageort, denn als Sitzgelegenheit nutzte. Die braunen Plastikstühle, die um den Tisch herum standen, waren mir lieber.

Oliver war mit dem Dach fertig geworden und hatte gerade das Werkzeug verstaut, als ich zu ihm hinging und sagte: „Dank für deine Hilfe. Lass uns eine Pause machen und etwas Tee trinken, wenn du willst.“ „Ja, gerne. Ich komme gleich“, gab er zur Antwort. Als er sich dem Tisch näherte, goss ich uns den Tee ein. Er setzte sich, und es begann eine unbeschwerte Plauderei über die Arbeit auf den Hüttendächern und auf dem Grundstück allgemein. Nachdem dieses Thema ausgeschöpft war, fragte ich ihn: „Wie erging es dir eigentlich auf deiner großen Tour um den Bodensee, die du 2013 vorhattest?“ Da Oliver in unseren Begegnungen von sich aus nie darüber erzählt hatte, war ich mir nicht ganz sicher, den richtigen Vorstoß getroffen zu haben. In der Lust, mit der er dann aber sein damaliges Abenteuer zu schildern begann, schien er nur darauf gewartet zu haben.

Ohne Unterbrechung, schilderte er seine etwa vierwöchige Wanderung, die ihn bis in die Schweiz führte. Dort – so ein Detail seiner Erzählung – begegnete er alten Bauernleuten, mit denen er Freundschaft schloss. Einige Tage sei er auf ihrem Hof geblieben, hätte mitgearbeitet und sei dann weitergezogen. Er erzählte von den Naturlandschaften, die er durchstreifte, und von den zuweilen aufregenden Nächten irgendwo, abseits in Feld und Wald, wo er zuweilen im Schlaf von Tieren aufgeschreckt und geängstigt wurde.

Während er von all diesem sprach, schien eine Brücke hin zu jener für ihn so glücklichen Zeit zu wachsen und all die aktuell drängenden Fragen, um die Zukunft hinwegzu-

nehmen. Gegen Ende seines Reiseberichtes fragte ich: „Was war eigentlich aus der Quiche geworden, den ich dir damals zum Abschied gab?“ „Der war großartig. Ich hatte ihn Tag darauf mittags gegessen; irgendwo in den Weinberghängen, mit einem tollen Blick auf den See.“

Als ich in die untergehende Sonne schaute und die Wirkung dieses Ereignisses gewahr wurde, dachte ich daran, dass die Großartigkeit verloren ging, Teil des Universums zu sein, sich so zu verstehen und dementsprechend zu wirken: als Partizipanten eines großen Organismus.

Der Mensch der Gegenwart hat sich eine Welt geschaffen, die abgekapselt ihn umgibt, in der Kleinigkeit gefangen gehalten, avanciert er zum wandelnden Armutszeugnis.

Er vergisst oder hat vergessen, dass er selbst Geschöpf ist und alles, was er schafft, nicht durch seine eigene Leistung hervorgebracht hat; er selbst ist die Leistung, die leistet; erst dann kann ein gesundes Maß ins Handeln und Denken Einzug nehmen.

Kann jemand etwas für ‚seiner‘ Intelligenz, sie gehört ‚ihm‘ nicht.  
Das muss klar verstanden werden.

Ein Träumen von der Erhabenheit der Naturvölker

oder Zivilisationen, deren Bewusstsein in einem Maße ausgereizt war, dass man von Paradies sprechen kann.

Ich würde gerne noch ein paar Worte über meine Wahrnehmung verlieren, die sich mehr und mehr wandelt.

Ein jeder ist für sich eine, Welt, seine Welt.

Ein wandelnder. Einem jedem geht die Welt auf.

Man ist das, was in einem aufgeht.

Oliver Maria Blaschke

Tagebuchaufzeichnung 29. Juli 2015 – Auszug

Nach dieser heiteren und sorglosen Begegnung blieb noch etwas Zeit, die jeder für sich verbrachte. Um 12.00 Uhr betete ich die Sext in der Kirche, dann trafen wir uns zum Essen. Die Vorbereitung dazu ging rasch, da wir nur einen Nudelauflauf vom Vortag aufwärmen mussten. Wie am Mittag zuvor, bewegten Oliver Fragen zum Mönchsleben, aber auch zu meinem konkreten geistlichen Werdegang. Erneut schilderte ich ihm in kurzen Schritten meine Erfahrungen mit dem Franziskanerkloster. Ferner erzählte ich von dem erfahrenen Mönchseremiten Bruder Jakobus, der ein Freund von mir ist – sowie meine Gründe, Eremit zu werden. Oliver hörte aufmerksam zu und stellte nur hin und wieder eine Frage. Nach dem gemeinsamen Abwasch zeigte, ich auf ein Foto von Bruder Jakobus, das im Besucherzimmer an der Wand hing und sagte: „Wenn du willst, können wir ihn mal zusammen besuchen.“ Oliver antwortete darauf nicht, sondern blickte mich mit einem

Ausdruck höchster Indifferenz an, aus dem in keiner Weise für mich erkennbar war, ob er meinen Vorschlag bejahete oder verneinte. Bevor wir dann auseinandergingen, verabredeten wir uns für den Nachmittag zum Kaffee.

Um 15.00 Uhr trafen wir uns auf einer kleinen Lichtung im Gehölz unterhalb der Kirche. Über einen abschüssigen kleinen Pfad, gelangte man zu einer Sitzgruppe mit Tisch und Stühlen. Ziemlich nahe an Klausen und Kirche, hatte man da das Gefühl abgelegt, irgendwo im Wald zu sein. Wir packten alles Nötige auf ein Tablett und marschierten unserem Ziel entgegen. Nachdem ich den Tisch abgewischt, den Kaffee eingegossen und wir uns gesetzt hatten, fragte mich Oliver unverblümt: „Ist dir mal ein Dämon begegnet, Jürgen?“ Ich nahm einen Schluck aus meiner Tasse und überlegte, wie ich auf diese Frage eingehen wollte. Schließlich entschied ich mich für ein offenes und ebenso ungeschminktes: „Ja, einmal, vor etlichen Jahren.“ „Und? Wie war es?“, fragte Oliver nach. „Es war“, erwiderte ich ihm, „wie es die Tradition und Lehre unserer Kirche exakt beschreibt: Eine außerhalb des eigenen Personenkerns existente und gebündelte negative Energie, die von außen an den Menschen herantritt, um ihn zu irritieren oder zu stören. Das kann akustische oder visuelle Formen annehmen, etwa ein energetischer, destruktiv aufgeladener Schatten, der auf eine Person zugerast kommt – möglicherweise begleitet von schrillen Geräuschen. In manchen Fällen kann dies auch von mehreren Personen gleichzeitig wahrgenommen werden.“ „Wenn es so ist, wie du es beschreibst, dann ist mir ein Dämon begegnet“, offenbarte mein Gast zögerlich. „So? Und ...?“, reagierte

ich gelassen. „Es war am Montag auf dem Weg zu dir. Ich stand auf dem Bahnsteig und wartete auf den Zug. Da kam dieses ‚Etwas‘ von der anderen Seite der Bahngleise auf mich zugeschossen, genau wie du es eben beschrieben hast: Ein dunkler Schatten, einem großen Wirbel ähnlich, in dem ungeheure Energie war, die mich frösteln ließ ..., begleitet von einem furchtbar schrillen Geräusch ... wie wenn Metall an Metall reibt und sich gegenseitig zu zerquetschen sucht“, schilderte Oliver sein Erlebnis. „Und? Was weiter?“, wollte ich wissen. „Dann war es genauso schnell wieder weg, wie es gekommen war. Das war’s“, schloss er gleichmütig den Bericht ohne einen Anflug von Furcht. „Auch wenn unsere Kirche, wie Vertreter anderer Religionen, vom Vorhandensein außermenschlicher, böser Mächte ausgeht, haben sie immer nur so viel Macht über jemanden, wie dieser ihnen einräumt. Ansonsten können sie wie in einer Geisterbahn allen möglichen Schrecken veranstalten, haben aber keine unmittelbare Verfügungsgewalt über den Menschen geschweige, dass sie Einfluss über seine Seele oder seine Vernunftfähigkeit besitzen“, belehrte ich meinen Gast. Mit einem: „Ah, so?“, quittierte Oliver meine Rede und nahm einen Schluck Kaffee.

„Denkbar, dass dich ein Dämon erschrecken wollte“, führte ich weiter aus, „vielleicht auch nicht. Solche Phänomene sind der letzte Erklärungsgrund, wenn alle anderen scheitern – wenn alle menschenmöglichen Ursachen auszuschließen sind; dann können wir anfangen, über parapsychologische Ursachen und Erscheinungen nachzudenken, sie in Erwägung zu ziehen. Wie auch immer, wenn es ein

Dämon war, warst du stärker als er, er konnte dir nichts anhaben. Angriffe solcher Art können auch ein Zeichen sein, dass der Angegriffene aufgrund seines geistigen Lichtes eine Gefahr für das Böse darstellt.“

„Wobei wir wieder bei dem Thema des Kampfes zwischen Licht und Finsternis wären“, stellte mein Gegenüber fest. „Scheint so zu sein“, gab ich ruhig zurück. „Ich erlebe zurzeit wechselnde Zustände“, offenbarte Oliver, „... fühle mich wie in einer Art Transformation: Zum einen empfinde ich diese ungeheure Weite und Freiheit ... gemeinsam mit einem inneren Frieden, den ich nie mehr verlieren möchte. Dann wieder explodiert meine Gedankentätigkeit geradezu, und ich will alles mit dem Kopf erfassen, verstehen. Ja, den Gedanken hinter den Gedanken zu packen bekommen, bis ich vom reinen Nichts umfange bin ... daran zu kollabieren beginne ... worauf meist dieses rettende Licht erscheint, das mir wirklicher ist, als diese matte Wirklichkeit, in der wir uns hier befinden ... – die nichts weiter als ein Schatten demgegenüber ist ... Was soll ich dann eigentlich hier?“

Eine Weile ließ ich das Gehörte auf mich wirken und fragte schließlich: „Wo dir dieses ‚Nichts‘ widerfährt, begegnet dir da nicht ‚Alles‘? Das sind die Wechselbäder, die jeder zu durchlaufen hat, Oliver, der Großes geschenkt bekam. Und worin er große Kräfte besitzt, darin hat er einen umso stärkeren Ausgleichskampf zu führen. Das sagte ich dir schon letztes Jahr auf unserem Spaziergang. Das weißt du. Du hast es dir selber erschlossen. Die Gespräche mit mir? Vielleicht haben sie dir weitergeholfen. Ich würde es

mir wünschen. Keiner kann für dich den Weg gehen, den du selbst zu gehen hast. Du sagst: Was soll ich hier überhaupt? Die Antwort lautet: Nichts, was du bekamst, bekamst du für dich selbst, sondern für andere. Für das große Licht, das dich berührte, sollst du Zeuge sein – es in die Welt hineinspiegeln. Und das wird es auch, ganz gewiss – wenn dir der notwendige Reifeprozess, die Individuation all deiner Gaben und Fähigkeiten gelungen ist. In unserer christlichen Tradition bezeichnen wir das mit dem Begriff *Inkarnation*. Das meint, Geist muss Fleisch werden. Deine geistigen Kräfte, dein intellektuelles Potenzial müssen sich auf dieser Erde verleblichen, müssen konkrete Form, konkrete Gestalt gewinnen, müssen zur Tat werden, sich entfalten – wodurch alles ins Gleichgewicht kommt.“

Oliver war von diesen Worten sichtlich betroffen. Sie waren die äußere Stimme, vielleicht Verstärkung jener Wahrheit, die er in seinem Herzen längst erkannt hatte, die umzusetzen ihm aber so viel Mühe bereitete. Ich spürte dies an jenem Nachmittag nur zu gut und sagte deshalb abermals zu ihm: „Du bist nicht allein auf deinem Weg, Oliver, du findest hier in der Eremitage immer eine offene Tür. Wobei ich dir helfen oder dich unterstützen kann; ich werde es tun.“

„Alles Jürgen, was du eben zu meinem Weg gesagt hast“, antwortete Oliver, „entspricht exakt der Wahrheit, wie ich sie selber erkannt habe. ‚Geist muss Fleisch werden‘ – das bringt es konkret auf den Punkt. Ja.“ „Deinen Weg wirst du finden, da bin ich mir ganz sicher. Und du brauchst dabei überhaupt nichts zu überstürzen“, schob ich nach

und ergänzte: „Du kannst zu dem Urheber des Lichtes, das sich dir mitteilte, auch beten, mit ihm zu kommunizieren suchen. Das stärkt dich gegen alle äußeren Angriffe.“ Inzwischen war es etwas nach 16.00 Uhr, der Kaffee ausgetrunken und bei jedem von uns ein Bedürfnis nach Stille aufgekommen. So verabredeten wir uns für 19.30 Uhr auf der Terrasse der Franziskushütte zum Abendessen. Gemeinsam brachten wir noch das Geschirr in die Eremitage. Bei der Gelegenheit gab ich Oliver mein neues, ledergebundenes Gästebuch, mit der Bitte, sich einzutragen.

Mein Tag ist immer voll von Gedanken. Ungeheuerlich! Veränderungen herbeiführen wollen, gleich dem verzweifelten Ziehen eines Seils, in heillosen Sehnsucht nach dem eingeschlagenen Ende.

Es ist schwer abstrahierte Beschreibungen im Nachhinein mit Leben zu durchfluten, im Sinne des wirklichen Geschehens, jenes zurückzuholen, aus denen der Geist die Beschreibung, Anschauung, Auffassung zog.

Es sind Begriffe, die auch nur den Teil im Geist ansprechen, der mit und durch Begriffe arbeitet.

Die Verantwortung liegt über den Dingen. Ich habe Scheu davor zu sagen ‚in mir‘ oder ‚mein Geist‘ hat diese und jene Eigenschaften. Einzig aus dem Grund, wer bin ich dann?

Als ich nach meiner Abendmeditation zur Gästehütte ging, hatte Oliver den Tisch bereits gedeckt, war aber selbst nicht anwesend. Die Hüttentür stand auf, Geräusche waren zu hören. Ich goss von dem Wein, den ich mitgebracht hatte, jedem etwas in sein Glas und wartete. Schließlich kam Oliver heiter und erholt hinzu. „Hab eben noch die Eintragungen in den Gästebüchern fertig gelesen“, sagte er und setzte sich. Ein Eintrag hat ihn besonders interessiert. Er war von einem Fregattenkapitän, der einen Monat vor Oliver in der Klause war. „Weißt du, ob er auf der ‚Köln‘ war“, wollte er zu meiner Verwunderung wissen. „Das kann ich dir nicht sagen. Wieso fragst du?“, antwortete ich. „Weil ich auf der ‚Köln‘ meinen Militärdienst absolviert habe. Ich hätte es interessant gefunden, zu wissen, ob er auch dort war.“

Die Tatsache, dass er Militärdienst geleistet hatte, teilte er mit einer Selbstverständlichkeit mit, als sei es das Natürlichste von der Welt gewesen. „Wie lange warst du dabei?“, frage ich erstaunt. „Ich hatte verlängert ... – Also etwa ein Jahr“, war die Antwort. „Und wie ging es dir dabei?“, setzte ich meine Fragerei fort. „Ich gehörte zu der Löschmannschaft. Der Job war zwar nicht der Hit, aber die Kameradschaft mit den anderen hatte Spaß gemacht ... Gab ein paar wirklich tolle Erlebnisse.“

Es war gut zu hören, dass Oliver seine Fähigkeit, sich in Strukturen einzugliedern und Aufgaben verantwortungs-

voll zu bewältigen, unter Beweis gestellt hatte. „Übrigens habe ich mich in den vergangenen Tagen auch mit Marine beschäftigt“, knüpfte ich an das Thema seiner Militärszeit an. „Worüber genau?“, wollte er wissen. „Im Zusammenhang mit einer Historie über das Britisch-Empire, die ich vor Kurzem gelesen hatte“, sagte ich und legte damit das Thema des Abends vor.

Unsere Betrachtungen zu den Folgen imperialen Strebens, schloss sich ein kritischer Blick auf das 19. Jahrhundert an, von dem mein Gast meinte, dass in ihm die Grundlagen dafür gelegt wurden: „Alles, was schön war und den Menschen in natürlicher Beziehung zur Natur hielt, zu zerstören.“ „Da kam nur zur Entfaltung, was schon im 17. Und 18. Jahrhundert grundgelegt war, und dann in einer industriellen Machbarkeit-Hybris ihren Ausdruck gefunden hatte: Rationalismus und Materialismus fuhren volle Ernte ein“, sagte ich und folgerte: „Bei deren Verständnis von ‚reiner Vernunft‘ lag es nahe, die Kultur der Stille und der Kontemplation im Abendland, die mönchische Kultur, komplett auszublenden und Religion überhaupt als etwas Feindliches anzusehen. Die Anwender der ‚reinen Vernunft‘ waren so von ihrer Klugheit eingenommen, dass sie die lebenszerstörende Aspekte dieser einseitigen Sichtweise nicht merkten: Unzählige Menschen mussten dem daraus resultierenden Wahnsinn bedauerlicherweise zum Opfer fallen.“

„Unsere heutige Gesellschaft, die ein Resultat davon ist, finde ich kaum zum Aushalten. Die Menschen leben inzwischen wie in einer künstlich erzeugten Weltraumstati-

on, ohne jedes Gespür dafür, woher sie kommen, wo sie sind, was sie sind und wohin sie gehen“, erregte sich Oliver. „Andererseits“, entgegnete ich, „bringen pauschale Urteile nicht viel weiter. Man wird den subtilen Einzelaspekten damit nicht gerecht. Gerade die Aufklärung hatte der Religion auch einen fundamentalen Dienst erwiesen, ebenso der Rationalismus, nämlich sich zu erneuern und zu klären. Ein allgemeines Entfremdetsein des Menschen von seinem tieferen Selbst und dem grundlegenden Geheimnis der Schöpfung nehme ich natürlich auch wahr. Man kann den alten Kosmologien und Mythen vieles Kritische vorhalten, aber sie haben den Menschen eine Brücke geboten, nicht nur sich selber, sondern sich im Zusammenhang mit allem anderen in einer Einheit zu sehen; noch besser, zu empfinden.“

„Was meinst du mit Einheit?“, wollte Oliver genauer wissen. „Der Einheit, von der ich sprach, liegt meiner Auffassung nach eine Wahrheit zugrunde, die sich in drei Aspekten offenbart. Das eine ist die Schöpfung, das andere der Mensch und das Dritte, Gott. Gott repräsentiert das unendliche Geheimnis hinter der Schöpfung, der damit ein höherer Sinn zukommt. Im Menschen, genauer in seiner leib-seelischen Einheit, überschneiden sich die materielle Seite der Schöpfung und die geistige Seite Gottes, von der die menschliche Seele ein von ihm geschaffenes Abbild ist. In ihr kommt der höchste Sinn der Schöpfung zum Ausdruck. Wenn der Mensch eines dieser drei Aspekte außer Acht lässt, kann er nicht ins vollendete Gleichgewicht kommen, in die Erfahrung der beglückenden Einheit mit allem.“ „Ich verstehe“, sagte mein

Gesprächspartner, „wer die Wahrheit einer dieser drei Wirklichkeiten, – sei es die Wahrheit Gottes, die Wahrheit der Schöpfung oder die Wahrheit der Seele – annähernd erfasst, hat sie alle drei, und umgekehrt: Wer zum Beispiel die Wahrheit seiner Seele nicht erkennt, kann weder den tieferen Sinn der Schöpfung, noch die Bedeutung Gottes erfassen. Wird diese Wahrheit nicht erfasst, droht ein Abgleiten in den Abgrund des Sinnlosen. Der Mensch verliert sich dann in endloser Zerstreuung ohne echte Erfüllung, also ohne Sinn und dem Bewusstsein einer heilen, inneren Einheit.“ „Das hast du gut zusammengefasst, Oliver. Meines Erachtens“, erwiderte ich, „verflüchtigt sich in unserer Gesellschaft zusehends ein gesundes geistig-moralisches Unterscheidungsvermögen, mit den Folgen der Zunahme von Trivialisierung, Brutalisierung und Enthumanisierung.“ „Ich nehme es als hohlen Stumpfsinn wahr, der alle Ebenen des privaten und öffentlichen Lebens durchzieht“, schloss Oliver.

Die Menschheit befindet sich in einem Dilemma.  
Der Mensch war rein,  
doch ein Schatten schlich sich ein,  
im dunklen Dunst nicht wissend und nicht ahnend,  
tut er Dinge, die dem Schatten angehören.

Somit wird der Mensch mehr und mehr zum Schatten.  
Seine Wesenskräfte erlangt der Schatten  
durch den Menschen,  
der fleißig daran tut zu befolgen was nicht ihm.  
Die Dimension ist erdengroß und erdenhaft.  
Die Freude wurde manipuliert,

besetzt mit materiellen Gütern.  
Ein Teufelskreis.

Man fällt, durch das Aufbringen von Freude  
in Form von Bezahlung.  
Das Mittel der Bezahlung ist dabei  
das beherrschende Element.  
... automatisch ist die Sorge um das Mittel.  
Auf der Erde herrscht die erhöhte Angstbewegung.

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung – Auszug

Vor kurzem erst hatte Oliver das 2014 erschienene Buch *Der Pfad der Stille* von Joseph Marshall gelesen. Eine Sammlung von 12 Weisheitsgeschichten aus dem alten Sagenschatz der nordamerikanischen Lakota-Indianer. Er nahm darauf Bezug und sagte: „Im Grunde liegt die eine Wahrheit, über die wir sprachen, auch der Weisheit der Indianer zugrunde. Über die habe ich neulich ein Buch gelesen.“ Dann erzählte er von der Welt der Indianer, so wie sie sich ihm durch die Lektüre erschlossen hatte, und ich spürte: Es war seine Welt. Es machte mir Freude, mich von ihm dort hineinführen zu lassen, in eine von echter Lebens- und Herzerfahrung geprägte Gesellschaft, zwar auch dort nicht ohne Härten, Brüche, Bewährungsungen und Grausamkeiten – die aber dennoch in einer Wirklichkeit geborgen war, die der allumfassende Sinn nicht mangelte. „Warum ist heute alles so das komplette Gegenteil davon, Jürgen? Warum so zerrissen und vereinzelt, so ohne jedes Gespür, ohne Empfinden für das echte Wahre und wirklich

Schöne? Alles erscheint so gehetzt und verloren, schon bei den Kindern. Schon im frühesten Stadium fädelt der Mensch sich in einen Strom der Lügen ein, die er sein ganzes Leben nicht mehr loswird“, sinnierte Oliver an mich gerichtet. „Der große, ewige Sinn ist noch da, ist nicht verloren“, sagte ich nachdenklich, „doch muss heute jeder Einzelne sich auf den Weg machen, ihn zu finden. Unsere industriell geprägte Massengesellschaft transportiert ihn nicht mehr. Es gab eine Zeit, da hatten ganze Völker Anteil an echter mystischer Erleuchtung. Dieses gemeinsame Wissen um den großen Sinn war ihre höchste innere, geistige sowie ethische Kraft. Da war es möglich, dass die Kinder eine Initiation erhielten, in der sie das Geheimnis der Schöpfung und die ihr zugrundeliegende Wirklichkeit erfahren konnten.“ „Eine auf pure Leistungssteigerung, technischen Fortschritt und wirtschaftliches Wachstum ausgerichtete Gesellschaft wie die unsere“, führte Oliver meine Gedanken weiter, „ist dagegen wie eine große kalte Eismaschine. Der ganzheitliche Mensch, mit all seinen subtilen Fragen, Empfindungen, Schwächen und Bedürfnissen, hält deren Arbeitsprozesse auf, stört sie.“

„Mag durchaus so zu empfinden sein – umso wichtiger die erkannten Alternativen zu ergreifen und sie zu leben“, zog ich meine Konsequenz, der Oliver mit den Worten: „Ja, da hast du recht Jürgen“, zustimmte. Ich klopfte den abgebrannten Tabak aus meiner Pfeife und fing an, sie sorgfältig zu reinigen. „Man kann ja“, sagte ich versöhnlich, „über die Verbrechen der britischen East India Company schimpfen wie man will, aber ohne sie, wäre das

hier wohl nicht möglich geworden“, und hielt kurz die Pfeife in die Höhe. Anschließend legte ich eine schwarze Tabakbüchse, die ich bei meinem Kommen neben meinem Stuhl auf dem Boden abgelegt hatte, auf den Tisch. Oliver schaute ganz interessiert darauf und schien von ihrem Aussehen gefesselt. „Sie ist leer“, sagte ich zu ihm. „Kann ich sie mir mal genauer anschauen?“, fragte er. „Ja, natürlich“, lud ich ihn ein. Oliver nahm die Büchse und war von dem gestalteten Motiv auf ihrem Deckel fasziniert. „Das sieht wunderschön aus“, urteilte er. „Du kannst sie behalten, wenn du möchtest, ich brauche sie wirklich nicht mehr“, entfuhr es mir spontan. Mit den Worten: „Ja gerne, danke, Jürgen“, nahm er das bescheidene Geschenk an sich. Die Büchse, von den Außenmaßen etwas größer als eine Postkarte, war mattschwarz lackiert. Über den Deckel zogen sich die Darstellung einer goldenen Palme und Gräser. Die bestechende Wirkung der goldenen Abbildungen auf dem schwarzen Grund wurde durch ihre reliefartige Ausprägung gesteigert. Es erweckte den Eindruck von etwas Jenseitigem oder Überirdischem.

Alles spielt sich ab, alles ist in Bewegung.  
Was ist es, was unveränderlich bleibt?  
– was vor allem und hinter allem wahr.  
Schau auf dein Leben;

Der Wechsel der Gesinnungen und Ansichten.  
Das Werden und Vergehen des Körpers,

Dein Körper?

Deine Gedanken?

Dein Verhalten?

Ein jeder Mensch für sich erlebt das Menschsein neu.

Mein Problem lag lange Zeit darin,  
dass ich im Dunkeln suchte,  
wobei so lange noch kein Problem;  
das Schmerzliche entstand daraus:  
aus der Unklarheit, Klarheit gewinnen zu wollen.  
Du siehst, doch siehst ausschließlich das Denken,  
das Dir zeigt, dass es einleuchtet, plausibel wird.

Jedoch ist zum wirklichen Sehen,  
dass Dinge dich in Ruhe lassen,  
und Du Dich nicht im Widerstreit zu Dir selbst,  
mildern musst.  
Bis dahin ist es ein langer Weg.

Die fehlende Besonnenheit setzte mich in Widerstreit.

Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung, Juli 2015 – Auszug

\*\*\*\*

Die Vormittagssonne tauchte den Garten in ein gleißendes Licht, vom See wehten Brisen stärkender Luft hinüber, der Tag von Olivers Abschied aus der Klause war gekommen. Als ich mich zum Frühstück anschickte, sah ich, dass mein Gast schon beim Packen war. Nachdem ich

einen Apfel und einen Becher Tee zu mir genommen hatte, ging ich zu ihm und merkte, dass ihm der Aufbruch nicht leicht fiel. „Wie gesagt, Oliver du kannst gerne noch bleiben“, erneuerte ich meine Einladung an ihn. Der Angesprochene stand etwas zögerlich-ratlos auf der Terrasse der Hütte, überlegte kurz und antwortete dann: „Danke, aber ich werde heute doch weiterziehen.“ „Gut, komm im Oktober wieder, dann werden wir schauen, wie wir die Sache mit dem Kloster weiter entwickeln.“ Oliver nickte billigend.

Da wir uns in den zurückliegenden Tagen viel über Literatur unterhalten hatten, wollte ich ihm wieder wie im Vorjahr eines meiner Bücher ausleihen. Nicht weil Oliver zu diesem Zeitpunkt unbedingt eines gebraucht hätte, sondern eher als eine Gabe, die ihn an die Eremitage erinnern und in sie zurückführen sollte. Hermann Hesses *Siddhartha*, das ich ihm nahelegte, kannte er noch nicht, wollte es sich aber selbst besorgen. Stark interessierte ihn die Religion aus dem Blickwinkel des japanischen Buddhismus. So entschied ich mich, ihm einen Klassiker der Religionsphilosophie auszuleihen: Kei Nishitani's, *Was ist Religion*. Ich lud ihn ein, mit in die Klausur zu kommen, und während er im Besucherraum wartete, holte ich das Buch. Als ich mit dem Werk das orange Gesprächszimmer betrat, stand Oliver gedankenversunken am Tisch und fragte: „Weißt du ein Kloster in der Nähe von Beelitz, Jürgen?“ Ich legte das Buch von Kei Nishitani vor ihm auf den Tisch und ließ mir einen ausgedehnten Moment Zeit, die Frage Olivers aufzunehmen. Schließlich sagte ich: „Es gibt so viele Gemeinschaften in unserer Kirche, Oliver, aber soviel

ich weiß, nicht in unmittelbarer Nähe von Beelitz. Du solltest zu klären beginnen, in welche Lebensform es dich am meisten zieht – dann suchen, auswählen und mal hingehen und schauen. Das ist ein Prozess, Schritt für Schritt. Bis du im Oktober wiederkommst, werde ich einige Klöster zusammensuchen, dann können wir uns ganz dieser Sache widmen – oder strecke selbst schon mal die Fühler aus.“ Oliver nickte zustimmend, nahm das Buch und verließ die Klause.

Man sagt, das Leben sei Leiden,  
das es gilt durchzustehen,  
einigermaßen passabel zu durchqueren.  
Komfortsorgen scheinen dabei die wohl  
am meisten beachtenswerten Prämissen zu sein.  
Losgelöst von allem, frei von Verhaftungen sein,  
der Prozess.

BLOCKADE! Die Blockaden!

Wo sind sie?

Wer hat sie?

Weshalb kommen sie?

Der innerliche Drang mich samt meinen Ideen  
völlig zu entfesseln,  
sie auf Papier zu bringen.  
Doch ich leide vielleicht,  
weil ich nicht verstehe, was das Leid mir zu sagen hat.  
Dieses losgelöst sein wie im Rausche,  
in dem ein jeder mir nicht fremd vorkommt,  
sondern intensiv spürbar, aufs Innerste verbunden.  
„Pars pro toto“, schallte es aus einiger Ferne.

Eine Ferne tief in mir.  
Wie sollte (et)was in mir in der Ferne liegen?  
Auf diese Frage werde ich wohl keine Antwort kriegen.  
Oliver Maria Blaschke  
Tagebuchaufzeichnung – Auszug

Nachdem ich einiges in der Eremitage erledigt hatte, entsann ich mich einer Bücherkiste, die ich in der letzten Woche geschenkt bekommen hatte. Darin war ein Buch, das mir jetzt als genau das Richtige für Oliver erschien. Eine Sammlung humorvoller Geschichten aus dem Alltag einer aktuell bestehenden Benediktinerabtei.

Auf der Frontseite des Buches war ein junger Mönch abgebildet, der etwas Ähnlichkeit mit Oliver besaß. Mit dem Buch in der Hand, ging ich zu meinem Gast, der auf der Wiese vor der Hütte stand, und überreichte es ihm mit den Worten: „Das schenke ich dir.“ Oliver blickte auf den Buchtitel, schmunzelte einen Moment und sagte froh: „Worüber wir gerade geredet haben!“ „Ja. Komm im Oktober wieder“, antwortete ich knapp und wendete mich erneut der Arbeit an dem Rankgestell zu. Die Douglasienbalken mussten noch mit den Metallheringen am unteren Ende verschraubt werden. Nach einer Weile kam Oliver hinzu und sagte: „Ich bin so weit.“ „Ja, gut“, entgegnete ich und fragte: „Hast du dich in das Gästebuch eingetragen?“ Oliver wurde verlegen und antwortete: „Ich weiß nicht, was ich schreiben soll.“ „Ich würde mich wirklich über einen Eintrag von dir freuen. Schreib doch einfach einen ehrlichen Satz, wie es dir die Tage hier ergangen ist“, forderte ich ihn auf. Mit einem „Ah – OK“, kehrte er

zur Blockhütte zurück. Als er dann wieder sein Gästedomizil verließ, wusste ich, dass der Abschied gekommen war. Ich stand auf und ging zu ihm und sagte: „Nun gut also, – ich begleite dich noch zum Tor runter.“

Ohne ein Wort zu sprechen, gingen wir zum Grundstückstor. Mit jedem Schritt fiel Oliver das Gehen schwerer, so als würde eine unsichtbare Last auf seinen Schultern ihr Gewicht stetig erhöhen. An der Garage, etwa zehn Meter vor dem Tor, blieb ich abrupt stehen und sagte zu Oliver: „Komm Oliver, lass dich zum Abschied von mir umarmen und segnen.“ Er nahm meine Geste unbewegt auf. Als wir nach wenigen Schritten das weit geöffnete Tor erreichten, blieb er, wie von einem Magnetstrahl gehalten, genau mittig zwischen den Torpfosten stehen, konnte sich nicht mehr rühren und schaute mich mit dem grenzenlos fragenden Blick eines Kindes an. Es lag gleichzeitig ein so tiefes Verstehen und Nichtverstehen darin, wie ich es noch nie im Ausdruck menschlicher Augen wahrgenommen hatte. Es war die vollendete Paradoxie von Ja und Nein zugleich, ihre absolute Mitte. Mit den Worten: „Ich sagte, dass du noch hättest bleiben können, Oliver. Bemühe dich, die notwendigen Dinge anzugehen, bis wir uns in wenigen Wochen wiedersehen. Ich werde im Geiste bei dir sein“, versuchte ich die Verdichtung der Situation zu lösen.

Oliver drehte sich wortlos zur Straße und ging hinüber zum Bürgersteig, Richtung Bahnhof. Am Tor stehend, schaute ich ihm in der Erwartung nach, er würde sich noch einmal zu einem Wink umwenden. Doch das geschah

nicht – schließlich war er meinem Blick entschwunden. Als ich wieder oben bei der Eremitage war, ging ich zuerst in die Blockhütte, um das Gästebuch zu holen. Als ich den Raum betrat, fiel mein Blick auf die schwarz-goldene Tabakbüchse, die Oliver auf dem Tisch zurückgelassen hatte. Im aufgeschlagenen Buch daneben, stand mit Bleistift in schöner Schrift sein Eintrag: »Auf die erholsame Zeit, geistig gestärkt. Gruß, Oliver«.

## FORTGANG



Noch am selben Tag, am Abend des 20. August, ergab sich ein Telefonat mit jenem Fregattenkapitän, der sich vor Oliver ins Gästebuch eingetragen hatte. Aus diesem Anlass schrieb ich ihm unmittelbar nach dem Telefonat und etwa zehn Stunden nach unserem Abschied folgende SMS: „Hallo Oliver, ich habe heute mit dem Kapitän telefoniert. Er war nicht auf der ‚Köln‘. Über deinen Besuch habe ich mich gefreut – lass es dir gut gehen. Wenn Du im Oktober wieder kommen willst, melde dich. ‚Die Macht sei mit Dir‘. Grüße, Jürgen.“ Die Schlusswendung der SMS ‚Die Macht sei mit Dir‘, sollte eine ermutigende Anspielung auf unser Gespräch über den Film *Krieg der Sterne* sein. Am nächsten Tag, Freitag, den 21. August 2015, bekam ich um 17.33 Uhr von Oliver die Antwort: „Ich danke Dir, und wünsche Dir eine gute Zeit. Gruß, Oliver.“

Trachtet nach der Liebe.

Sie ist das Band, dass die Herzen fest umschlingt.

Wer sie entbehrt, ist arm in seinem Reichtum;

wer sie besitzt, ist reich in seiner Armut.

Die Liebe hält stand im Unglück,

sie hält Maß im Glück.

Sie bleibt stark im Leiden.

Sie ist heiter, wenn ihr Gutes gelingt.

Sie hütete sich vor Versuchungen.

Fremden gewährt sie großzügig Gastfreundschaft.

Im Umgang mit Freunden ist sie froh und munter.

Feinden gegenüber bemüht sie sich um große Geduld.

Oliver Maria Blaschke, undatierte Aufzeichnung

Die Wochen verstrichen ohne eine weitere Nachricht von ihm, wie schon die Jahre davor. Auch der Oktober verstrich, ohne dass sich Oliver, wie verabredet, auf den Weg zur Eremitage gemacht hätte. Mit dem Dezember kam nicht nur der Schnee, sondern es brach auch die Adventszeit an. Am Donnerstag, dem 3. Dezember 2015 um 19.32 Uhr ergriff ich schließlich die Initiative und sandte Oliver eine SMS mit folgendem Inhalt: „Lieber Oliver, ich wünsche Dir eine frohe und gesegnete Adventszeit – ich denke an Dich und hoffe, dass es dir gut geht. Gruß, Jürgen.“ Darauf erhielt ich keine Antwort.

Das alte Jahr lag hinter mir, als ich an einem der ersten Januartage 2016 vom Schicksal Olivers erfuhr: Als ein Nachtzug, der vom 23. auf den 24. Oktober unterwegs war, in einen kleinen Bahnhof bei Magdeburg einfuhr, wusste weder der Lokführer noch einer der müden Passagiere, dass ihre Fahrt das Leben eines jungen Menschen beendet hatte. Erst Stunden danach fielen Lokführern nachfolgender Züge das seltsame Bündel zwischen den Gleisen auf. Wie die Polizei Stunden später herausfand, handelte es sich um die Leiche des 25-jährigen Oliver Maria Blaschke aus Beelitz.

Der Tote war mit einem schlichten, rot karierten Hemd und hellblauen, halb kurzen Jeans bekleidet. An seinen Schultern hing ein kleiner Rucksack, in dem sich frische Wäsche zum Wechseln, ein Ausbildungsvertrag so wie ein kleines Taschenbuch mit dem Titel *Der stille Pfad* befanden. Der Hergang des Unfalls war leicht zu rekonstruieren. Eine seiner Abendtouren, führten Oliver durch einen gro-

Ben Wald, und in die nächtliche Dunkelheit. Offenbar verirrte er sich und fand erst Stunden später zum Rand des Forstes. Um ihn zu verlassen und in eine nahe gelegene Siedlung zu gelangen, gab es nur einen Pfad. Jeder Wanderer musste sich dabei zur Überquerung zweier Gleise entschließen, hinter denen sich der Weg aus dem Wald fortsetzte.

Einige Wochen vor seinem Unfall hatte sich Oliver in einer kleinen Schreinerei um einen Ausbildungsplatz beworben. Am Samstag, dem 26. Oktober, bekam er die Zusage, die ihn nicht mehr erreichen konnte. Am 4. Dezember 2015 wurde er beigesetzt.

Später fand man in Olivers Zimmer, neben seinem Bett, das Buch von Claudia Müller-Ebeling: *Ahnen, Geister und Schamanen*. Es war das letzte Buch, das Oliver gelesen hatte. In ihrer Einleitung dazu zitiert die Autorin William Blake's Worte: „Würden die Pforten der Wahrnehmung gereinigt, erschiene dem Menschen alles, wie es ist: unendlich.“ Bei Sichtung der ganz wenigen Habseligkeiten, die Oliver besaß, fanden sich vier Tagebücher. Dazu ergänzend eine Anzahl einzelner Blätter, auf denen er spontan seine Gedanken und Reflexionen festhielt. Sie zeugen von einem Menschen, der bis zur äußersten Konsequenz fragend auf die Welt, unsere Gesellschaft und sich selbst zugegangen ist. Und der dabei im Wechselspiel der Stimmungen große Höhen und Tiefen durchstreifte. Oliver betrachtete die innersten Regungen seiner Gedankentätigkeit und durch spürte sie auf der Suche nach dem Ursprung von allem. Aus meinen Gesprächen mit Oliver war

ich schon früh zur Überzeugung gelangt, dass seine geistige Suche nicht erfolglos war: Er gewann Erfahrungen aus der Frage nach dem Grundbestand unserer Welt, die für ihn von wesentlicher Bedeutung waren. Auf einem je ganz persönlichen Weg, wie es ja auch nur sein kann, fand er etwas Neues über sich selbst heraus, das gleichzeitig etwas Allgültiges offenbarte. Ob es religiös, philosophisch oder rein existenzialistisch genannt wird, ist dabei nicht entscheidend. Wenn der Wahrheitsgrund des Lebens am tiefsten Punkt des Bewusstseins berührt wird, verschmelzen diese drei Zugangspfade und sind angesichts der Einheitserfahrung zunächst ohne Relevanz.

Mein Entschluss, die Begegnungen mit Oliver aufzuschreiben, fiel unmittelbar nach Erhalt der Todesnachricht. Die Offenheit, mit der er mir Einblicke in sein Seelenleben und deren Reichtum gab, erschien mir wie das Ablegen eines geistigen Testamentes, das nicht verloren gehen sollte. In berührender Weise enthält es die Suche und das Ringen eines jungen Menschen mit sich selber, in unserer Zeit – mit unserer Zeit –, wie es freilich kein Einzelfall ist und immer einem je unterschiedlichen Urteil unterliegen wird. Der Zugang zu Olivers Aufzeichnungen und die Übereinstimmungen zu unseren Gesprächen darin ermutigten mich, das Werk abzuschließen. Nach meinem Verständnis stellt es den konzentrierten ausschnittshaften Blick auf das Wesen eines suchenden Menschen dar, den ich in besonderer Weise als einen Träger geistiger Klarsicht und moralischer Integrität wahrnahm.

„Pars pro toto“  
Ein Teil steht für das Ganze



## DANK

Mein Dank geht an alle, die mir durch die Lektüre des Skripts dieses Buches, mit ihren Rückmeldungen, Hinweisen oder Kritiken geholfen haben. Für die freundliche Genehmigung, Texte Olivers für das Buch verwenden zu dürfen, danke ich seiner Familie. Mein Hauptdank geht an Oliver, der uns mit seinem Leben herausgefordert, inspiriert und beschenkt hat – den wir geliebt haben, und der uns für immer unvergessen bleiben wird.

## JÜRGEN KNOBEL

Jürgen Knobel ist 1962 in Meersburg am Bodensee geboren. Dem Studium an der Bodensee-Kunsthochschule in Konstanz und der UdK in Berlin folgten Jahre künstlerischen Wirkens. 1994 Studium der Theologie mit anschließender Priesterweihe. Lebt seit 2014 als christlicher Eremit in Brandenburg.

## OLIVER MARIA BLASCHKE

Geboren am 2. Oktober 1990, in Burg (bei Magdeburg). Sommer 2010, Abitur am Sally-Bein-Gymnasium in Beelitz. Oktober 2010 - Juli 2011, Grundausbildung mit anschließendem Freiwilligendienst bei der Deutschen Marine. Studium der Volkswirtschaft (Bachelor of Science), von Oktober 2011 – März 2012. Oktober 2012 – März 2013 Studium Gesundheitsförderung (Bachelor). Ab 2014 verschiedene Praktika in Potsdam, Beelitz und Rogätz. Am 24. Oktober 2015 bei Magdeburg verunglückt.